

Sir Arthur Conan Doyle

SHERLOCK HOLMES

Studie in Scharlachrot



Arthur Conan Doyle

SHERLOCK HOLMES

Studie in Scharlachrot

Buchinfo:

Dr. Watson erinnert sich an seine erste Bekanntschaft mit dem merkwürdigen Studenten Sherlock Holmes und an ihren ersten gemeinsamen Fall.

Die Studie in Scharlachrot

enthüllte eine Tragödie um religiösen Fanatismus, Liebe, Haß und Tod und führte erstmals Holmes' unvergleichliche Methode der minutiösen Beobachtung und logischen Schlußfolgerung vor.

© 1987 Delphin Verlag GmbH, München, und Zweiburgen Verlag GmbH, Weinheim.
Alle Rechte vorbehalten. Titel der englischen Originalausgabe:
A Study in Scarlet. Übersetzung und Redaktion:
Medienteam Verlagsgesellschaft m.b.H., Hamburg. Umschlag: Franz Wölzenmüller,
München.
Satz: Utesch, Hamburg.
Gesamtherstellung: Oldenbourg, München.
Printed in Germany.
ISBN 3.7735.3127.3

INHALT

I. Teil Abdruck der Erinnerungen des Dr. med. John H. Watson, ehemals Feldarzt des britischen Heeres

1. Kapitel Mr. Sherlock Holmes
2. Kapitel Die Wissenschaft von der Deduktion
3. Kapitel Das Geheimnis im Garten Lauriston
4. Kapitel Was John Rance zu sagen hatte
5. Kapitel Eine Anzeige bringt einen Besucher
6. Kapitel Tobias Gregson zeigt, was er kann
7. Kapitel Licht in der Finsternis

II. Teil Im Lande der Heiligen

1. Kapitel Die Salzwüste
2. Kapitel Die Blume von Utah
3. Kapitel John Ferrier spricht mit dem Propheten
4. Kapitel Eine Flucht ums Leben
5. Kapitel Die Racheengel
6. Kapitel John Watson, M. D. setzt seine Erinnerungen fort
7. Kapitel Der Schluß

1. TEIL

Abdruck der Erinnerungen des Dr. med. John H. Watson, ehemals Feldarzt des britischen Heeres

1. KAPITEL

Mr. Sherlock Holmes

Ich habe meinen Doktor der Medizin im Jahre 1878 an der Universität London gemacht. Danach ging ich nach Netley, wo ich an einem Speziallehrgang für Militärmedizin teilnahm. Dort beendete ich meine Studien und wurde dem fünften Bataillon Northumberland als Assistenzarzt zugeteilt. Zu dieser Zeit war das Regiment in Indien stationiert. Während ich mich jedoch noch auf der Reise nach Indien befand, brach der zweite afghanische Krieg aus. Bei meiner Ankunft in Bombay wurde mir mitgeteilt, daß meine Abteilung inzwischen schon über die Gebirgspässe tief in das Innere des Feindeslandes vorgedrungen sei. Mit einigen anderen Offizieren, die in der gleichen Lage wie ich waren, folgte ich meinem Regiment. Ich gelangte wohlbehalten nach Candahar, stieß dort auf meine Leute und trat meinen Dienst an. Der Krieg brachte vielen meiner Kameraden Auszeichnungen und Beförderungen. Aber ich hatte ein Pech nach dem anderen. Ich wurde von meiner Einheit zu den »Berkshires« versetzt. Mit dieser Truppe nahm ich an jenem schicksalhaften Gefecht um Maiwand teil. Im Kampf wurde ich von einer Jezailkugel in die Schulter getroffen, die den Schulterknochen zersplitterte und gerade eben an der Hauptschlagader vorbeiwischte. Sicherlich wäre ich in die Hände der mörderischen Ghazis gefallen, wenn nicht mein mutiger und mir treu ergebener Diener Murray mir nicht zur Seite gewesen wäre. Er hatte mir auf eines der Packpferde geholfen und mich so hinter die britische Linie gebracht. Ich war von Schmerzen geplagt und von den harten Bedingungen, unter denen wir zu leben hatten, sehr geschwächt. Mit einem großen Zug anderer Verwundeter gelangte ich in das Militärkrankenhaus in Peshawar. Hier genäß ich langsam und war schon bald wieder soweit hergestellt, daß ich durch die Krankensäle wandern und sogar ein wenig auf der Terrasse liegen konnte. Doch da warf mich das Malariafieber nieder, dieser Fluch unserer indischen Besitzungen. Monatelang schwebte ich in Lebensgefahr. Schließlich hatte ich die Krise dann doch überwunden, aber ich war sehr geschwächt und wohl auch für lange Zeit dienstuntauglich. So schickten mich meine Vorgesetzten nach England zurück, damit ich mich dort richtig auskurieren sollte. Ich bekam einen Platz auf dem Kriegsschiff »Oronto« und landete einen Monat später in Portsmouth. Mein Gesundheitszustand war jämmerlich. Und so erhielt ich neun Monate Krankenurlaub von meinem Regiment, um ganz wieder auf die Beine zu kommen.

Ich hatte weder Verwandte noch Freunde in England, war so frei wie ein Vogel, oder doch wenigstens so frei, wie man bei einem Einkommen von elf Shillingen und Sixpence pro Tag eben frei sein kann. Unter diesen Umständen zog es mich natürlich nach London, dem Mekka aller Bummler und Müßiggänger. Eine Zeitlang wohnte ich in einer privaten Pension am Strand, führte ein bequemes, aber bedeutungsloses Leben und gab fast alles Geld, das ich besaß, großzügig aus. Schließlich wurde meine Finanzlage so besorgniserregend, daß etwas geschehen mußte. Ich machte mir also klar, daß ich mich zu entscheiden hatte, entweder die Hauptstadt zu verlassen, um irgendwo auf dem Lande zu versauern, oder aber meinen Lebensstil total zu ändern. Ich wählte die zweite Möglichkeit und entschloß mich, das Hotel zu verlassen, um mir eine preiswertere Bleibe zu suchen.

Am Tag, da ich diese Entscheidung getroffen hatte, stand ich am Tresen der Criterion Bar. Plötzlich klopfte mir jemand auf die Schulter. Ich drehte mich um. Der junge Stamford stand vor mir, der während meiner Ausbildungszeit als Sanitäter unter mir gedient hatte. Was gibt es besseres für einen einsamen Menschen, als der plötzliche Anblick eines befreundeten Gesichtes in der großen Steinwüste London. Damals hatte Stamford zwar nicht zu meinem

engen Freundeskreis gehört, aber nun begrüßte ich ihn erfreut. Auch er schien glücklich, mich getroffen zu haben. Im Überschwang meiner Gefühle lud ich ihn zum Lunch ins »Holborn« ein. In einer Kutsche begaben wir uns dorthin. »Was haben Sie eigentlich die ganze Zeit getrieben, Watson?« fragte er mich mit unverhohlener Neugier, als wir durch die überfüllten Londoner Straßen dahintrampelten. »Sie sind ja dünn wie eine Latte und braun wie eine Haselnuß.«

In kurzen Zügen berichtete ich ihm von meinen Abenteuern. Kaum hatte ich zu Ende erzählt, als wir unser Ziel auch schon erreicht hatten.

»Armer Kerl«, sagte er mitfühlend, nachdem ich meine Geschichte beendet hatte. »Was werden Sie jetzt anfangen?«

»Wohnung suchen, antwortete ich. »Ich muß versuchen, eine bequeme Bleibe zu einem annehmbaren Preis zu finden.«

»Das ist mal eine seltsame Sache«, sagte daraufhin mein Begleiter nachdenklich, »Sie sind heute schon der Zweite, der mir gegenüber den gleichen Wunsch ausspricht.«

»Und wer war der erste?« fragte ich neugierig.

»Ein junger Akademiker, der viel im chemischen Laboratorium des Krankenhauses arbeitet. Er beklagte sich heute morgen, daß er niemanden finden könne, der eine schöne Wohnung, die er gefunden hatte, mit ihm teilen will. Für ihn alleine ist sie zu teuer.«

»Lieber Gott«, rief ich, »wenn das wirklich der Fall ist, dann bin ich der richtige Mann. Ich möchte viel lieber mit einem Kameraden zusammen wohnen, als alleine zu leben.«

Über sein Weinglas hinweg sah mich der junge Stamford mit einem merkwürdigen Blick an.

»Sie kennen Sherlock Holmes noch nicht«, sagte er. »Vielleicht haben sie gar keine Lust, ihn als ständigen Partner um sich zu haben.«

»Wieso, was gibt es gegen ihn zu sagen?«

»Oh, das habe ich nicht gemeint — aber er hat ein paar außergewöhnliche Ideen - Enthusiast in gewissen Zweigen der Naturwissenschaft, ja, aber soviel ich weiß, ist er ein anständiger Kerl.«

»Medizinstudent?«

»Nein, ich habe keine Ahnung, was er studiert. Ich glaube, er ist ganz gut in Anatomie und ein erstklassiger Chemiker ist er auch. Aber soviel ich weiß, hat er nie die Seminare der systematischen Medizin besucht. Seinen Studienplan hat er punktuell und exzentrisch zusammengestellt. Aber er hat großes Wissen in einigen Grenzgebieten der Medizin angehäuft, womit er seine Professoren ständig in Erstaunen versetzt.«

»Haben Sie ihn niemals gefragt, was er eigentlich werden will?« fragte ich.

»Nein, er ist nicht der Typ, den man leicht ausfragen kann, obgleich er auch ein guter Kumpel sein kann, wenn er gerade Lust dazu hat.«

»Ich möchte ihn gerne kennenlernen«, sagte ich, »wenn ich schon mit jemandem zusammenziehe, dann würde ich einen Akademiker mit ruhigen Lebensgewohnheiten vorziehen. Ich bin noch nicht wieder gesund genug, um viel Lärm und Aufregung vertragen zu können. Von beidem hatte ich in Afghanistan so viel, daß es mir bis ans Ende meines Daseins langt. Wo kann ich Ihren Freund treffen?«

»Er ist jetzt sicherlich im Laboratorium«, erwiderte mein Begleiter. »Entweder sieht man ihn dort wochenlang nicht, oder er arbeitet Tag und Nacht. Wenn Sie wollen, können wir gleich nach dem Essen hinfahren.«

»Gewiß«, antwortete ich. Danach unterhielten wir uns über andere Dinge.

Auf dem Weg vom Holborn zum Krankenhaus erzählte mir Stamford ein paar Einzelheiten über meinen eventuellen Wohnungspartner.

»Sie dürfen mir aber nicht die Schuld geben, wenn Sie sich nicht vertragen«, sagte er. »Ich habe ihn nur ein paarmal im Labor getroffen und weiß nicht viel von ihm. Sie haben das Arrangement vorgeschlagen, also trage ich keine Verantwortung.«

»Wenn wir uns nicht vertragen sollten, wird es leicht sein, uns wieder zu trennen«, antwortete ich.

»Es scheint mir, Stamford«, fügte ich hinzu und sah meinen Begleiter scharf an, »daß Sie Gründe haben, Ihre Hände derart in Unschuld zu waschen. Hat der Mann ein so fürchterliches Temperament oder was ist es? Reden sie nicht so drum herum.«

»Es ist nicht leicht, das Unsagbare auszudrücken«, sagte er lachend. »Holmes ist ein bißchen zu wissenschaftlich für meinen Geschmack — er wirkt fast kaltblütig. Ich könnte mir gut vorstellen, daß er einem Freund eine kleine Prise eines neugefundenen Giftes gibt. Nicht, daß er etwas gegen ihn hat, nein, das wirklich nicht, sondern nur, um die genaue Wirkung dieses Giftes festzustellen. Man muß ihm allerdings Gerechtigkeit widerfahren lassen, denn ich glaube, daß er ein neues Medikament ebenso selbstverständlich an sich selber ausprobieren würde. Er scheint eine große Vorliebe für gründliches und exaktes Wissen zu haben.«

»Und das mit Recht.«

»Ja, aber er übertreibt es. Wenn es dahinkommt, daß er mit Stockhieben auf die Leichen im Anatomiesaal einprügelt, dann nimmt sein Forschungseifer sicherlich bizarre Formen an.«

»Was, er prügelt auf Leichen ein?«

»Ja, um sich zu vergewissern, inwieweit man jemandem blaue Flecken und Wunden noch nach dem Tode beibringen kann. Ich habe das mit eigenen Augen gesehen.«

»Und trotzdem ist er kein Mediziner? Sagten Sie das nicht?«

»Nein, der Himmel weiß, was er wirklich studiert. Aber hier sind wir ja schon. Sie sollten sich ihr eigenes Urteil über ihn bilden.«

Wir bogen in eine enge Gasse ein und gelangten durch eine schmale Seitentür in einen der Flügel des großen Krankenhauses. Dies war vertrauter Boden für mich. Ich hätte keinen Führer gebraucht. Wir stiegen die düstere Steintreppe empor, gingen den langen Korridor mit seinen gekalkten Wänden entlang, vorbei an den verschlossenen, dunklen Türen. Irgendwo am äußersten Ende des Flures zweigte eine niedrige Passage vom Hauptkorridor ab und führte ins chemische Laboratorium.

Wir betraten einen hohen Raum, in dem zahlreiche Flaschen in Regalen aufgereiht waren oder herumstanden. Auf den breiten, niedrigen Tischen, von denen es mehrere im Raum gab, glänzten Reagenzgläser und auf Bunsenbrennern flackerten kleine blaue Flammen. Er saß an einem der entfernter stehenden Tische und war über seine Arbeit gebeugt. Als er unsere Schritte hörte, sprang er mit einem Freudenschrei auf.

»Ich hab's gefunden, ich hab's gefunden!« rief er meinem Begleiter zu und lief uns mit dem Reagenzglas in der Hand entgegen. »Ich habe ein Reaktionsmittel gefunden, das Hämoglobin nachweist.« Wenn er eine Goldmine entdeckt hätte, hätte er keine größere Freude ausstrahlen können.

»Dr. Watson, Mr. Sherlock Holmes«, stellte Stamford uns vor.

»Guten Tag«, sagte er kollegial und schüttelte meine Hand so kräftig, wie ich es ihm gar nicht zugetraut hätte.

»Ich sehe, Sie sind in Afghanistan gewesen.«

»Wie um alles in der Welt können Sie das wissen?« fragte ich erstaunt.

»Nichts für ungut«, sagte er und lachte in sich hinein. »Was mich jetzt interessiert, ist die Frage des Hämoglobin. Ich nehme doch an, daß Sie die Bedeutung meiner Entdeckung sehen?«

»Sie ist chemisch gesehen sicher sehr interessant, aber praktisch. ...«

»Wieso, Mann das ist die allerpraktischste gerichtsmedizinische Entdeckung des Jahres. Sehen Sie nicht, daß wir damit unfehlbare Untersuchungen von Blutflecken anstellen können? Kommen sie einmal hier herüber!« In seinem Eifer packte er mich am Mantelärmel und zog mich hinüber zu dem Tisch, an dem er gearbeitet hatte.

»Wir brauchen ein bißchen frisches Blut«, sagte er und bohrte eine Nadel in seinen Finger und zog den austretenden Tropfen Blut mit einer Chemiepipette ab. »Nun füge ich dieser kleinen Menge Blut etwas Wasser zu. Sehen Sie, die Mischung sieht aus, als sei sie reines Wasser. Der Anteil des Blutes ist nicht größer als eins zu einer Millionen. Ich habe jedoch keinen Zweifel, daß wir eine charakteristische Reaktion bekommen werden.«

Während er redete, warf er ein paar weiße Kristalle in den Kessel und fügte ein paar Tropfen einer durchsichtigen Flüssigkeit hinzu. In diesem Augenblick nahm die Flüssigkeit eine trübe

Mahagonifarbe an und eine bräunliche Ablagerung wurde auf dem Boden des Glasgefäßes sichtbar.

»Ha, ha!« rief er und klatschte in die Hände. Er sah glücklich aus wie ein Kind, das ein neues Spielzeug bekommen hat. »Was halten Sie davon?«

»Es scheint ein sehr guter Test zu sein«, bemerkte ich.

»Wunderbar, wunderbar! Der alte Guaiacumtest war zu umständlich und ungenau und die mikroskopischen Untersuchungen von Blutteilchen sind es auch. Außerdem kann man sie nicht anwenden, wenn das Blut mehrere Stunden alt ist. Nein, dies hier scheint zu wirken, egal ob das Blut frisch oder alt ist. Wenn dieser Test schon eingeführt wäre, hätten hunderte von Leuten, die sich unentdeckt ihres Lebens freuen, schon lange die Todesstrafe für ihre Sünden erhalten.«

»Tatsächlich«, murmelte ich.

»Die Aufklärung von Kriminalfällen scheitert oft an diesem Punkt. Da wird irgendjemand eines Verbrechens bezichtigt, das er vielleicht Monate vorher begangen hat. Seine Wäsche und Kleidung werden untersucht. Es befinden sich bräunliche Flecken darauf. Ist das Blut? Oder Schmutz? Rost oder Obstflecken? Worum handelt es sich? Das ist die Frage, die schon manchen Experten beschäftigt hat. Und warum? Weil es keine verlässlichen Tests gibt. Nun aber haben wir Sherlock Holmes neue Entdeckung. Die alte Schwierigkeit ist aus dem Wege geräumt.«

Seine Augen glänzten, als er sprach. Er legte seine Hand auf das Herz und verbeugte sich wie vor einer applaudierenden Menge, die er sich im Geiste vorgestellt haben mochte.

»Da kann ich Ihnen nur gratulieren«, sagte ich, von seinem Enthusiasmus gelinde überrascht.

»Denken Sie an den Fall >Bischof< aus Frankfurt letztes Jahr. Man hätte ihn sicherlich gehängt, wenn es diesen Test schon gegeben hätte. Oder nehmen Sie Mason aus Bradford oder den berüchtigten Müller und Lefevre aus MontPELLiers und Samson aus New Orleans. Ich könnte Ihnen eine ganze Liste von Verbrechern aufführen, die alle längst überführt wären.«

»Sie scheinen ja ein wandelnder Kalender der Kriminalgeschichte zu sein«, sagte Stamford lachend. »Sie könnten glatt eine Zeitung herausbringen. Nennen Sie sie >Polizeineuigkeiten aus der Vergangenheit<.«

»Außerdem wären sie interessant zu lesen«, bemerkte Holmes und klebte ein kleines Pflaster auf die Stelle, wo er sich vorhin gestochen hatte. »Ich muß vorsichtig sein«, meinte er und sah mich lächelnd an, »denn ich arbeite hier ziemlich viel mit Giften.« Er streckte seine Hand aus. Sie war über und über mit kleinen Pflastern bedeckt und an vielen Stellen von Säuren verfärbt.

»Wir sind gekommen, um etwas mit Ihnen zu besprechen«, sagte Stamford, der sich auf einen hohen dreibeinigen Stuhl gesetzt hatte und mit dem Fuß auch mir einen hinschob. »Mein Freund hier braucht eine Wohnung und da Sie heute morgen darüber sprachen, daß Sie einen Wohnungspartner suchen, dachte ich, daß ich sie einmal zusammenbringe.«

Sherlock Holmes schien hochofret darüber zu sein, daß ich mich ihm als Partner anbot.

»Ich habe ein Appartement in der Baker Street ins Auge gefaßt«, sagte er. »Das würde uns sicherlich beiden gut passen. Macht Ihnen starker Tabakqualm sehr viel aus?«

»Ich bin Zigarettenraucher«, antwortete ich.

»Das ist gut. Meistens habe ich auch Chemikalien zu Hause und mache Experimente. Würde Sie das ärgern?«

»Aber in keiner Weise.«

»Lassen Sie mich sehen. Was habe ich noch für Fehler? Ich bin manchmal schweigsam und mache tagelang den Mund nicht auf. Sie müssen nicht denken, daß ich dann beleidigt bin. Lassen Sie mich einfach in Ruhe, ich komme schon wieder zu mir. Was muß ich Ihnen noch beichten? Wenn zwei Männer zusammenziehen, sollten sie wenigstens das Schlimmste voneinander wissen. Ich finde, das ist einfach fair.«

»Ich besitze eine Armeepistole«, sagte ich, »aber ich habe etwas gegen Auseinandersetzungen und Krachs, weil meine Nerven noch ziemlich mitgenommen sind. Ich stehe zu den

unmöglichsten Zeiten auf und bin eigentlich ziemlich faul. Wenn es mir gutgeht, habe ich noch andere Laster, aber im Augenblick sind dies die wichtigsten.«

»Halten Sie Geigenspiel für Lärmbelästigung?« fragte er besorgt.

»Das kommt auf den Spieler an«, antwortete ich. »Eine gutgespielte Geige ist ein Genuß für die Götter, aber wenn jemand nicht richtig spielen kann...«

»Oh, dann ist das in Ordnung«, sagte er mit vergnügtem Lächeln. »Ich denke, wir können den Handel als abgeschlossen betrachten — das heißt, wenn Ihnen die Wohnung gefällt.«

»Wann können wir sie uns ansehen?«

»Holen Sie mich morgen mittag hier ab. Dann gehen wir zusammen hin und machen den Mietvertrag«, antwortete er.

»Ist gut. Punkt 12 Uhr«, sagte ich und schüttelte ihm die Hand. Wir ließen ihn bei seinen Chemikalien und gingen zu meinem Hotel.

»Übrigens«, fragte ich plötzlich, hielt an und wandte mich an Stamford, »wie zum Teufel kann er wissen, daß ich aus Afghanistan komme?«

Mein Begleiter lächelte mysteriös. »Das ist gerade einer seiner kleinen Eigenheiten«, sagte er.

»Es wollten schon viele Leute gerne wissen, auf welche Weise er die Dinge herauskriegt.«

»Ein Mensch mit Geheimnissen also, nicht wahr?« rief ich und rieb mir die Hände. »Das ist wirklich mal interessant. Ich bin Ihnen sehr dankbar, daß Sie uns zusammengebracht haben. Die wichtigste Studie für einen Menschen ist doch der Mensch selber.«

»Dann sollen Sie ihn auch studieren«, sagte Stamford, als er sich von mir verabschiedete.

»Aber ich denke mir, daß Sie bei diesem Studium auf viele Probleme stoßen werden. Ich habe das Gefühl, er wird mehr von Ihnen als Sie von ihm erfahren.«

»Auf Wiedersehen!«, sagte ich und schlenderte meinem Hotel zu. Mein neuer Bekannter hatte mein volles Interesse geweckt.

2. KAPITEL

Die Wissenschaft von der Deduktion

Wie verabredet trafen wir uns am nächsten Tag und sahen uns die Wohnung in Baker Street 221 B an, von der er bei unserem Treffen gesprochen hatte. Sie bestand aus zwei bequemen Schlafzimmern und einem großen, luftigen Wohnzimmer, das hübsch möbliert und durch zwei große Fenster hell und licht wirkte. Die Wohnung gefiel uns gut. Die Kosten, wenn wir sie uns teilten, waren so niedrig, daß der Handel an Ort und Stelle abgemacht wurde und wir beschlossen, sofort einzuziehen. Noch am gleichen Abend holte ich meine Koffer aus dem Hotel und am nächsten Morgen folgte Sherlock Holmes meinem Beispiel mit mehreren Koffern und Kartons. Ein oder zwei Tage lang waren wir damit beschäftigt, uns so gut es ging einzurichten. Dann war das geschafft und wir begannen, uns in unserer neuen Umgebung wohl zu fühlen.

Mit Holmes zusammenzuleben, war durchaus nicht schwierig. Er hatte eine ruhige Art sich zu geben und liebte einen pünktlichen Tageslauf. Selten war er abends nach zehn Uhr noch auf. Bevor ich am Morgen aufstand, hatte er schon sein Frühstück, das sich niemals änderte, verzehrt. Manchmal verbrachte er seine Tage im chemischen Laboratorium, manchmal im Anatomieraum. Hin und wieder unternahm er lange Spaziergänge, die ihn oft in die niedrigen Gefilde der Stadt führten. Nichts konnte seine Energie zum Erlahmen bringen, wenn ihn die Arbeitswut gepackt hatte. Aber manchmal trat auch die Reaktion auf die hektische Energie ein. Dann konnte er tagelang auf dem Sofa unseres Wohnzimmers liegen, brachte vom Morgen bis zum Abend keinen Ton heraus und bewegte keinen Muskel. In solchen Zeiten bemerkte ich einen verträumten, abwesenden Ausdruck in seinen Augen, daß ich ihn der Drogenabhängigkeit bezichtigt hätte, wenn nicht die Stetigkeit seines ganzen Lebenswandels einen solchen Verdacht ausgeschlossen hätte.

Die Wochen vergingen. Mein Interesse an ihm und seinen geheimnisvollen Aktivitäten vertiefte sich immer mehr. Allein seine Person und sein Auftreten erregten die Aufmerksamkeit selbst des flüchtigsten Beobachters. Er war mehr als 1,80 m groß und überschlang, so daß er noch länger wirkte. Seine Augen, nur in den passiven Zeiten verträumt, waren scharf und durchdringend. Seine dünne Adlernase gab seinem Profil den Eindruck von Aufmerksamkeit und Entschlossenheit. Sein Kinn, breit und eckig, kennzeichnete den Mann von Entschlossenheit. Seine Hände waren ständig mit Tinte oder Chemikalien verschmiert; doch besaß er einen außergewöhnlich feinen Tastsinn. Ich habe ihn oft bewundert, wenn ich zusah, wie geschickt und sorgfältig er mit seinen zerbrechlichen wissenschaftlichen Geräten umging.

Mein Leser hält mich gewiß für einen hoffnungslosen Naseweis, wenn ich ihm beichte, wie sehr dieser Mann meine Neugier weckte und wie oft ich mir vornahm, die Mauer der Zurückhaltung zu durchbrechen, die er um alles, was ihn persönlich betraf, gezogen hatte. Bevor man mich jedoch verurteilt, möge man sich einmal vorstellen, wie langweilig mein eigenes Leben war. In meinem Dasein gab es wirklich sehr wenig, was mein Interesse erregen konnte. Wegen meines schlechten Gesundheitszustandes konnte ich nur ausgehen, wenn das Wetter einigermaßen mild war. Freunde, die ich hätte besuchen und empfangen können, um so die Monotonie meines täglichen Lebens zu durchbrechen, hatte ich keine. Unter diesen Umständen griff ich gierig nach den kleinen Geheimnissen, die meinen Kameraden umgaben. Ich verbrachte viel Zeit, diese zu enthüllen.

Er war kein Medizinstudent. In diesem Punkt hatte sich Stamfords Vermutung bestätigt. Auch schien es nicht so, daß er Vorlesungen belegt hatte, die auf irgendein späteres Diplom einer Wissenschaft hinwies, das ihm das Tor zur gelehrten Welt geöffnet hätte. Und doch war sein Eifer für bestimmte Studien schon bemerkenswert. Innerhalb seiner eigenen exzentrischen Grenzen war sein Wissen erstaunlich gut und exakt. Sicherlich konnte kein Mensch es auf sich nehmen, so hart zu arbeiten und sich so genaue Informationen zu beschaffen, wenn er nicht ein genaues Ziel vor den Augen hätte, sagte ich mir. Planloses

Studieren sticht selten wegen seiner exakten Zielstrebigkeit hervor. Kein Mensch belastet sein Gehirn mit kleinsten Details, wenn er nicht guten Grund dafür hat.

Seine Wissenslücken auf manchen Gebieten waren allerdings genau so bemerkenswert. Er wußte fast nichts von zeitgenössischer Literatur, Philosophie und Politik. Als ich einmal Thomas Carlyle zitierte, erkundigte er sich in der naivsten Weise, wer das denn wohl sein möge und was er gemacht habe. Mein Erstaunen erreichte jedoch seinen Höhepunkt, als ich zufällig herausfand, daß er keine Ahnung von der kopernikanischen Theorie und den Gesetzen des Sonnensystems hatte. Daß ein zivilisierter Mensch des neunzehnten Jahrhunderts nichts davon gehört haben sollte, daß die Erde um die Sonne herum wandert, erschien mir unfäblich. »Sie scheinen verwundert zu sein«, sagte er und lächelte über meinen überraschten Ausdruck. »Nun, da ich es weiß, werde ich mein bestes tun, das wieder zu vergessen.«

»Das wieder zu vergessen!«

»Sehen Sie«, erklärte er, »ich stelle mir das menschliche Gehirn wie eine kleine Dachwohnung vor, die man nach Belieben mit Möbeln bestückt. Nur ein Dummkopf packt allen ausgedienten Kram dort hinein, so daß nützliches Wissen keinen Platz mehr hat oder bestenfalls zusammen mit anderem Unrat dort hineingestopft wird. Es wird schwierig werden, bei Bedarf dieses nützlichen Wissens habhaft zu werden. Ein geübter Arbeiter aber wählt sorgfältig aus, was er in seine Gehirnkammer bringt. Er möchte nichts dort haben als die Werkzeuge, die ihm helfen, seine Arbeit effektiv zu tun. Von diesen Werkzeugen aber braucht er ein gutes Sortiment und alles muß gut und handgerecht geordnet sein. Man begeht einen schweren Fehler, wenn man meint, dieser kleine Raum habe Gummiwände und könne nach Belieben ausgedehnt werden. Verlassen Sie sich darauf, es wird eine Zeit kommen, wo Sie für jedes zusätzliche Wissen etwas vergessen müssen, was Sie vorher aufgenommen haben. Es ist daher von größter Wichtigkeit, daß nicht unnützes Wissen nützliches hinausboxt.«

»Aber das Sonnensystem!« protestierte ich. »Was zum Teufel bedeutet mir das!« unterbrach er mich ungeduldig. »Sie sagen, daß wir um die Sonne herumwandern. Wenn wir uns um den Mond herum bewegten, so würde das meine Arbeit auch nicht für fünf Pfennig beeinflussen.« Es lag mir auf der Zunge, nach der Art seiner Arbeit zu fragen, aber etwas in seinem Gebaren machte mir begreiflich, daß ihm eine solche Frage unwillkommen war. Trotzdem dachte ich über unsere kurze Unterhaltung nach und versuchte, meine Schlußfolgerung daraus zu ziehen. Er hatte gesagt, daß er kein Wissen ansammeln würde, das er nicht für seine Arbeit verwerten könne. Seine Studien mußten deshalb alle für seine Ziele nützlich sein. Ich ging in meinem Sinn die verschiedenen Gebiete durch, in denen er außergewöhnlich gut informiert war. Ich nahm sogar einen Bleistift und fertigte eine Liste an. Ich konnte nicht anders als über das fertige Schriftstück lächeln.

Es sah folgendermaßen aus:

Sherlock Holmes — Seine Grenzen

1. Literaturwissen — nichts
 2. Philosophiewissen — nichts
 3. Astronomiewissen — nichts
 4. Politikwissen — wenig
 5. Botanikwissen — unterschiedlich. Kennt sich gut aus in Drogen und allgemeinen Giften.
- Keine Ahnung vom praktischen Gartenbau

Ich habe schon auf sein ausgezeichnetes Geigenspiel hingewiesen. Sein Spiel war wirklich bemerkenswert, aber ebenso exzentrisch wie all seine anderen Aktivitäten. Schwierige klassische Stücke konnte er gut spielen. Ich wußte das, weil er mir auf meine Bitte hin ein paar Mendelsonlieder und andere Lieblingsstücke vorgespielt hatte. Wenn er jedoch für sich spielte, produzierte er weder klassische Musik noch irgendwelche gängigen Melodien. Er konnte sich am Abend in seinem Sessel zurücklehnen, die Augen schließen und, die Geige auf den Knien, sorglos über die Saite hinstreichen. Manchmal waren die Akkorde traurig und

melancholisch. Zu anderen Zeiten waren sie phantastisch fröhlich. Es war klar, daß diese Melodien Gefühle widerspiegeln, die in ihm arbeiteten. Ob aber das Spiel Gedanken ausdrückte, mit denen er sich beschäftigte oder ob es nur das Ergebnis einer augenblicklichen Laune war, das konnte ich nicht herausbekommen. Manchmal hätte ich wegen dieser ausdrucksvollen Solos protestieren mögen, aber er hielt mich bei Laune, indem er am Ende immer eine ganze Reihe meiner Lieblingsmelodien hintereinander spielte. Das war dann die Kompensation für die Geduldsprobe.

Während der ersten Wochen hatten wir keinerlei Besucher. Ich hatte mich schon mit dem Gedanken angefreundet, mein Freund sei ein Mensch, der, wie ich selber, ohne Freunde auskommen konnte. Schließlich aber stellte sich heraus, daß er sehr viele Bekannte hatte. Diese gehörten zu den verschiedensten gesellschaftlichen Klassen. Da war ein kleiner blasser Mann mit einem Rattengesicht und dunklen Augen, der mir als Mr. Lestrade vorgestellt wurde. Der Mann konnte in einer einzigen Woche drei- bis viermal vorbeikommen. Eines Morgens besuchte uns ein junges, modisch gekleidetes Mädchen und blieb länger als eine halbe Stunde. Der gleiche Nachmittag bescherte uns einen grauhaarigen, schäbig gekleideten Besucher, der aussah wie ein jüdischer Händler. Dieser Mann schien sehr aufgeregt gewesen zu sein und eine schlampige ältere Frau war ihm auf den Fersen gefolgt. Bei einer anderen Gelegenheit hatte ein weißhaariger alter Herr eine Unterredung mit meinem Kameraden, und wieder bei einer anderen kam ein Eisenbahnportier in seiner Samtuniform zu uns. Wenn diese unbeschreiblichen Typen bei uns erschienen, pflegte Sherlock Holmes mich zu bitten, ihm das Wohnzimmer zu überlassen. Ich zog mich dann in mein Schlafzimmer zurück. Er entschuldigte sich immer für die Umstände, die er mir machte.

»Ich brauche dieses Zimmer, um Geschäfte abzuwickeln«, sagte er, »diese Leute sind meine Klienten«.

Wieder hatte ich Gelegenheit, ihm geradeheraus die eine Frage zu stellen, die mich bewegte und wiederum hinderte mich meine Feinfühligkeit daran, den anderen Mann zu zwingen, mir etwas anzuvertrauen, was er vielleicht lieber für sich behalten wollte. Ich sagte mir damals, daß er wohl einen guten Grund für seine Verschwiegenheit hätte. Aber eines Tages kam er aus eigenen Stücken auf die Sache zu sprechen.

Es war am 4. März. Ich erinnere mich noch genau daran. Ich war am Morgen ein wenig früher als sonst aufgestanden. Sherlock Holmes hatte sein Frühstück noch nicht beendet. Unsere Wirtin, die sich inzwischen an mein Spätaufstehen gewöhnt hatte, hatte den Tisch für mich noch nicht gedeckt und auch der Kaffee war noch nicht fertig. Ich war deswegen unvernünftigerweise ärgerlich, klingelte energisch und ließ sie auf brüste Weise wissen, daß ich mein Frühstück wünschte. Dann nahm ich eine Zeitschrift vom Tisch und versuchte die Zeit mit Lesen totzuschlagen, während mein Freund schweigend an seinem Toast kaute.

Bei einem der Artikel war die Überschrift mit Bleistift angestrichen. Natürlich begann ich, diesen Artikel zu überfliegen. Sein etwas ehrgeiziger Titel war: »Das Buch des Lebens«. Es wurde versucht, aufzuzeigen, was ein Mensch alles lernen kann, wenn er nur aufmerksam, genau und systematisch alles anschaut, was ihm in den Weg kommt. Mir schien dieser Artikel eine bemerkenswerte Mischung aus Schlaumeierei und absurden Ideen zu sein. Die Argumente waren logisch und stichhaltig aufgebaut. Trotzdem schien mir die Schlußfolgerung weit hergeholt und ziemlich übertrieben zu sein. Der Autor behauptete, die innersten Gefühle eines Menschen durch einen augenblicklichen Ausdruck, das Zucken eines Muskels oder einen einzigen Blick erraten zu können. Betrug sei ein Ding der Unmöglichkeit, meinte er, sofern jemand gut beobachten könne und scharf zu analysieren verstünde. Seine Schlußfolgerung war so unfehlbar wie die Kernsätze des Euklid. Dem Unerleuchteten müßten die Ergebnisse so phantastisch erscheinen, daß man ihn für einen hoffnungslosen Romantiker halten würde, aber wer sich einmal in seine Gedankengänge hineingedacht und angefangen hätte, ablaufende Prozesse selber zu beobachten, der verstehe, wovon die Rede sei. Von einem Tropfen Wasser, meinte der Schreiber, könnte ein Mensch mit logischem Verstand auf den Atlantik oder auf die Niagarafälle schließen, ohne diese je gesehen oder von ihnen gehört zu haben. Das ganze Leben sei eine große Kette, deren Natur sich in jedem noch so kleinen

Glied zeige. Die Wissenschaft von der deduktiven Schlußfolgerung könne man sich, wie jede andere Kunst, nur durch lange und geduldige Übung aneignen. Für die höchsten Stufen der Perfektion reicht ein ganzes Leben nicht aus. Bevor sich der Anfänger jedoch jenen moralischen und geistigen Aspekten zuwendet, die ihm die größten Schwierigkeiten bieten, soll er damit beginnen, grundsätzliche Probleme zu beherrschen. Er muß lernen, in der Begegnung mit einem anderen Menschen dessen Vergangenheit auf einen Blick zu erfassen und ebenso den Beruf seines Gegenübers zu erraten. Diese Übungen mögen zwar kindlich einfach aussehen, aber sie schärfen die Beobachtungsfähigkeit. Sie lehren den Adepten, richtig hinzuschauen und immer genau zu wissen, wonach er suchen muß. Durch Fingernägel, einen Jackenärmel, Stiefel, die Knie seiner Hose, die Art, wie Zeigefinger und Daumen verfärbt sind, den Gesichtsausdruck, die Manschetten der Hemden — durch all diese Dinge stellt sich der Beruf eines Menschen dar. Ein guter Fragesteller kann auf diese Weise unendlich viel lernen.

»Was für ein entsetzlicher Quatsch!« rief ich und knallte die Zeitschrift auf den Tisch. »In meinem ganzen Leben habe ich noch keinen solchen Unsinn gelesen.«

»Was ist los?« fragte Holmes.

»Ach, dieser Artikel«, sagte ich und zeigte mit dem Eierlöffel darauf, während ich mich zum Frühstück niederließ.

»Sie haben den Artikel auch gelesen, da sie ihn ja angezeichnet haben. Ich will nicht leugnen, daß er stilistisch ganz gut ist. Trotzdem regt er mich auf. Diese Theorien stammen von jemandem, der im Lehnstuhl herumsitzt und all die netten kleinen Paradoxien in der Abgeschiedenheit seines Arbeitszimmers hervorbringt. Praktischen Wert hat doch nichts davon. Ich möchte den Mann in einem dritter Klasse Wagen der Untergrundbahn sehen, wie er dort die Berufe seiner Mitreisenden analysiert. Ich wette eins zu tausend, daß er das nicht kann.«

»Sie würden Ihre Wette verlieren«, sagte Holmes ruhig. »Was den Artikel anbelangt, so habe ich ihn geschrieben.«

»Sie!«

»Ja, ich beobachte leidenschaftlich gern und die deduktive Schlußfolgerung interessiert mich sehr. Die Theorien, die ich hier niedergeschrieben habe und die Ihnen so mysteriös vorkommen, sind in Wirklichkeit sehr praktisch. So praktisch, daß sie mir Brot und Butter einbringen.«

»Und wie das?« rutschte es mir unfreiwillig heraus.

»Na ja, ich habe einen etwas eigenwilligen Beruf. Ich nehme an, daß ich der einzige auf dieser Erde bin. Ich bin ein Detektiv, den man wie einen praktischen Arzt konsultieren kann. Sie verstehen, was ich meine, nicht wahr? Hier in London haben wir Mengen von Polizeidetektiven und ebenso viele Privatdetektive. Wenn diese Leute nicht mehr weiter wissen, kommen sie zu mir. Mir gelingt es dann meistens, sie auf die richtige Fährte zu führen. Sie breiten einfach alle gesammelten Beweise vor mir aus und durch mein Wissen über die geschichtlichen Hintergründe der Verbrechen kann ich ihnen dann meistens weiterhelfen. Es gibt eine große Familienähnlichkeit bei allen Untaten. Wenn Sie tausend Details vor sich liegen haben, dann wäre es doch seltsam, wenn Sie das tausend-und-eine Teilchen nicht finden sollten. Lestrade ist ein sehr bekannter Detektiv. Er kam letztlich mit einem Fälscherfall nicht zurecht, das hat ihn zu mir gebracht.«

»Und diese anderen Leute?«

»Die sind meistens von privaten Detektivbüros zu mir geschickt worden. Es sind Leute, die wegen irgendwelcher Dinge in Schwierigkeiten sind und ein bißchen Hilfe brauchen. Ich höre mir ihre Geschichte an, sie bekommen meinen Kommentar zu hören und ich stecke meinen Lohn ein.«

»Aber wollen Sie damit sagen«, rief ich, »daß Sie Knoten aufdröseln können, ohne diesen Raum zu verlassen, die für andere Leute, obgleich sie alle Details in der Hand haben, zu schwierig sind?«

»Genau so ist es. Ich arbeite mit meiner Intuition. Ab und zu taucht ein Fall auf, der ein bißchen schwieriger ist, dann muß ich hingehen und mir die Dinge mit eigenen Augen

ansehen. Wie sie wissen, habe ich viele Spezialkenntnisse, mit denen ich den Problemen auf den Leib rücke. Meistens wirkt das wie ein Wunder. Die Regeln der deduktiven Schlußfolgerung, die ich in diesem Artikel, der Sie so in Zorn versetzt hat, niedergelegt habe, sind unbezahlbar wertvoll für mich in der praktischen Arbeit. Beobachten ist bei mir zur zweiten Natur geworden. Bei unserem ersten Treffen habe ich Ihnen gesagt, daß Sie aus Afghanistan kommen. Das hat Sie überrascht.«

»Sicherlich hat Ihnen das jemand vorher erzählt.«

»Nichts dergleichen. Ich wußte einfach, daß Sie in Afghanistan gewesen sind. Aus alter Gewohnheit heraus liefen mir die Gedankenfolgen so schnell durch den Sinn, daß ich mir der dazwischenliegenden Schritte gar nicht mehr bewußt wurde, bevor ich schon zum Schluß gekommen war. Aber es gab diese Schritte jedenfalls. Die Folge meiner Gedanken war etwa so: >Hier ist ein Gentleman, ein Mediziner, aber er hält sich soldatisch stramm. Ganz klar, er ist Militärarzt. Er ist gerade aus den Tropen zurückgekehrt, denn sein Gesicht ist braun. Das ist aber nicht die natürliche Färbung seiner Haut, denn seine Handgelenke sind hell. Er hat eine schwere Zeit und Krankheit hinter sich, wie sein eingefallenes Gesicht deutlich aussagt. Er hatte eine Verletzung am linken Arm, denn er hält ihn auf eine steife, unnatürliche Weise. Wo in den Tropen könnte ein englischer Militärarzt sich eine Armverwundung geholt und eine schwere Zeit durchgemacht haben? Sicherlich doch in Afghanistan. Diese ganze Gedankenfolge dauerte keine Sekunde. Ich habe dann gesagt, Sie kämen aus Afghanistan und Sie waren erstaunt. «

»Jetzt, wo Sie es erklären, sieht es ganz einfach aus«, sagte ich und lächelte. »Sie erinnern mich an Edgar Allan Poes Dupin. Bisher haben solche Typen für mich nur innerhalb von Geschichtenbüchern existiert.«

Sherlock Holmes stand auf und zündete seine Pfeife an.

»Gewiß wollten Sie mir eben ein Kompliment machen, als Sie mich mit Dupin verglichen«, sagte er. »Aber meiner Meinung nach ist Dupin ziemlich unbedeutend. Dieser Trick von ihm, mit einer apropos-Bemerkung in die Gedankengänge seines Freundes einzufallen, nachdem man eine Viertelstunde geschwiegen hatte, ist wirklich ziemlich angeberisch und künstlich. Ich bezweifle ja nicht, daß er einen analytischen Genius hat, aber ein solches Phänomen, wie Poe sich das einzubilden scheint, ist er eben doch nicht.«

Haben Sie Gaboriaus Werk gelesen?« fragte ich. »Ist Lecoq ein Detektiv nach Ihrem Herzen?«

Sherlock Holmes schnaufte sarkastisch. »Lecoq war ein miserabler Dussel«, sagte er mit ärgerlicher Stimme. »Es gibt nur etwas das für ihn spricht und das ist seine Energie. Das Buch hat mich krank gemacht. Es ging um die Frage, einen unbekannten Gefangenen zu identifizieren. Ich hätte das in vierundzwanzig Stunden fertiggebracht. Lecoq benötigte sechs Monate oder mehr dafür. Man sollte ein Handbuch für Detektive schreiben, aus dem sie lernen können, was besser zu vermeiden ist.«

Ich fühlte mich wirklich verärgert, denn zwei Charaktere, die ich bisher bewundert hatte, wurden auf hochmütige Weise heruntergezogen. Ich ging herüber zum Fenster und schaute hinunter auf die geschäftige Straße.

»Dieser Mensch mag tüchtig sein«, sagte ich mir, »aber er ist auch ganz schön eingebildet.«

»Es gibt heute keine Verbrecher und keine Verbrechen mehr«, sagte er streitsüchtig. »Was nützt es, wenn Leute in unserem Beruf Köpfchen haben? Ich weiß wohl, daß ich das Zeug in mir habe, mir einen berühmten Namen zu machen. Kein Mensch, ob er nun noch unter den Lebenden weilt oder schon das Zeitliche gesegnet hat, hat soviel Zeit, Geld und Energie in dieses Studium investiert, von meinem natürlichen Talent im Aufspüren von Verbrechen ganz zu schweigen.

Und was ist das Ergebnis? Es gibt keine Verbrechen mehr aufzudecken. Wenn es hochkommt, verübt da einer eine blöde Bössartigkeit, deren Motiv so durchsichtig ist, daß sogar Scotland-Yard-Beamte sie durchschauen können.«

Ich war immer noch über sein hochtrabendes Gehabe verärgert. Ich dachte, es sei wohl am besten, das Thema zu wechseln.

»Ich frage mich, was der Mann da sucht?« sagte ich und zeigte auf einen breitschultrigen, schlichtgekleideten Menschen, der langsam auf der anderen Straßenseite ging und suchend nach den Hausnummern sah. Er trug einen langen, blauen Briefumschlag in der Hand und war offensichtlich der Überbringer einer Nachricht.

»Meinen Sie diesen pensionierten Seesergeanten?« fragte Sherlock Holmes.

»Donner und Doria!« sagte ich bei mir, »er weiß, daß ich ihn nicht widerlegen kann.«

Der Gedanke war mir kaum durch den Sinn gegangen, als der Mann, den wir beobachteten, die Hausnummer an unserer Tür erblickt hatte und eilig über die Straße lief. Wir hörten ein lautes Klopfen, eine tiefe Stimme und schwere Schritte, die die Treppe emporstiegen.

»Für Mr. Sherlock Holmes«, sagte er, trat ins Zimmer und überreichte meinem Freund den Brief.

Hier hatte ich nun die Gelegenheit, ihm seine Vorurteile heimzuzahlen. Gewiß hatte er ins Blaue hinein geschossen. Er konnte ja nicht ahnen, daß ich seine These widerlegen konnte.

»Mein guter Mann, darf ich Sie fragen, was Sie von Beruf sind?« fragte ich mit harmloser Stimme.

»Briefträger, Sir«, sagte er brummig. »Meine Uniform ist in der Reparatur.«

»Und vorher?« fragte ich mit leicht maliziösem Blick auf meinen Kameraden.

»Sergeant, Sir, Royal Marine, Leichte Infanterie, Sir. Keine Antwort? In Ordnung, Sir.« Er schlug die Hacken zusammen, erhob die Hand zum Gruß und war weg.

3. KAPITEL

Das Geheimnis im Garten Lauriston

Die neuen Beweise von der Anwendbarkeit der Theorien meines Kameraden haben mich ein bißchen erschüttert. Ich gebe es ehrlich zu. Mein Respekt vor seinem analytischen Können wuchs ins Wunderbare. Aber ganz und gar traute ich ihm immer noch nicht. Wie, wenn die ganze Sache vorher arrangiert worden wäre, dazu ausersehen, mir etwas vorzumachen? Doch was sollte er für ein Interesse daran haben, mich einzuseifen? Ich sah zu ihm hin. Er hatte gerade den Brief zu Ende gelesen. Seine Augen hatten einen leeren Blick angenommen, jenen glanzlosen Ausdruck, der geistige Abwesenheit ausdrückt.

»Wie haben Sie das herausgefunden?« fragte ich.

»Was herausgefunden?« fragte er irritiert.«

»Na ja, daß er ein pensionierter Marine Sergeant ist.«

»Ich habe keine Zeit für alberne Kleinigkeiten«, sagte er brüsk. Dann lächelte er,

»Entschuldigen Sie meine Grobheit. Sie haben mich in meinen Gedankengängen gestört, aber vielleicht ist das genauso gut. So, es war Ihnen also nicht möglich, in diesem Mann den Marinesergeanten zu sehen?«

»Nein, tatsächlich nicht.«

»Es ist leichter eine Sache zu wissen, als zu erklären, warum man sie weiß. Wenn man von Ihnen verlangt, daß zwei plus zwei vier sind, dann werden Sie auch Ihre Schwierigkeiten haben und doch sind Sie sich der Tatsache völlig sicher. Selbst über die Straße hinweg konnte ich den großen blauen Anker sehen, der auf die Hand des Mannes tätowiert war. Das roch nach See. Er hatte eine militärisch stramme Haltung und trug einen Backenbart, wie man sie bei Seeoffizieren sieht. Da haben wir also den Mariner. In seiner Haltung lag Selbstbewußtsein und eine gewisse Befehlsgewohnheit. Das hätten Sie an der Art, wie er seinen Kopf hielt und den Stock schwang, sehen müssen. Er vermittelte den Eindruck eines ehrlichen, respektablen Mannes mittleren Alters — alles Dinge, die mich annehmen ließen, daß er Sergeant gewesen ist.

»Wunderbar!« jubelte ich.

»Allgemeinwissen«, sagte Holmes, aber sein Ausdruck verriet mir, daß ihn meine sichtliche Überraschung und meine Bewunderung freute. »Ich habe gerade eben gesagt, daß es keine Verbrecher mehr gibt. Ich hatte Unrecht — schauen Sie sich das an!« und er schob mir den Brief herüber, den ihm der Bote gebracht hatte.

»Oh«, rief ich, als ich den Brief überflogen hatte, »das ist ja furchtbar!«

»Es weicht ein bißchen vom Üblichen ab«, bemerkte er ruhig, »würden Sie ihn mir bitte einmal laut vorlesen?«

Dies ist der Brief, den ich ihm vorlas:

Mein lieber Sherlock Holmes!

Während der letzten Nacht ist in Lauristen Gardens Nr. 3 (die Straße zweigt von der Brixton Road ab) eine schlimme Sache passiert. Unser Wachmann sah dort gegen zwei Uhr Licht. Das Haus ist unbewohnt, so kam ihm der Verdacht, daß hier etwas nicht stimmen konnte. Er fand die Wohnungstür unverschlossen. Im vorderen, völlig unmöblierten Zimmer entdeckte er die Leiche eines gutgekleideten Herrn. Er hatte Visitenkarten in der Tasche mit dem Namen >Enoch J. Drebber, Cleveland, Ohio USA<. Um einen Raubüberfall scheint es sich nicht zu handeln, aber es ist nicht klar, wie der Mann zu Tode gekommen ist. Es sind zwar Blutflecken im Zimmer, aber der Mann selbst ist unverletzt. Wir wissen nicht, wie er in das leere Haus gekommen ist. Die ganze Angelegenheit ist uns ein Rätsel. Wenn Sie sich den Tatort ansehen möchten, Sie finden mich bis 12 Uhr dort. Bis Sie eintreffen, werde ich alles so lassen, wie ich es vorgefunden habe. Falls Sie verhindert sein sollten, hierher zu kommen, werde ich Ihnen weitere Einzelheiten mitteilen. Aber Sie würden mir einen großen Gefallen tun, wenn Sie mich Ihre Meinung in der Sache wissen ließen.

Ihr getreuer

Tobias Gregson.

»Gregson ist der tüchtigste Mann in Scotland Yard«, bemerkte mein Freund, »er und Lestrade sind die beiden einzigen, die etwas taugen. Sie reagieren beide schnell und energisch. Aber sie sind so konventionell. Es ist fürchterlich. Auch können sie sich gegenseitig nicht ausstehen. Sie sind eifersüchtig aufeinander wie zwei Primadonnen. Der Fall würde mir Spaß machen, in welchem sie beide auf der gleichen Fährte sind!«

Ich war erstaunt über die ruhige Art, mit der er dahinplauderte.

»Sie dürfen jetzt keinen Augenblick versäumen!« rief ich, »soll ich laufen und Ihnen einen Wagen besorgen?«

»Ich weiß noch nicht, ob ich hingehen werde. Ich bin der faulste Teufel, den Sie je gesehen haben - das heißt, wenn mich die Faulheit packt. Sonst kann ich mich auch ziemlich schnell bewegen.«

»Aber wieso denn, dies ist doch die Gelegenheit, auf die Sie gewartet haben.«

»Mein lieber Freund, was geht mich das alles an. Nehmen wir einmal an, ich löse den Fall. Gregson, Lestrade und Co. werden allen Kredit für sich verbuchen, da können Sie ganz sicher sein. Das hat man davon, wenn man eine inoffizielle Persönlichkeit ist.«

»Aber er bittet Sie doch, ihm zu helfen.«

»Ja, und er weiß, daß ich ihm überlegen bin. Mir gegenüber gibt er das auch zu, aber bevor er dergleichen einem Dritten gegenüber zugeben würde, würde er sich lieber die Zunge abbeißen. Na, wir können genausogut mal hingehen und uns die Sache ansehen. Ich werde wieder auf meine Weise arbeiten. Wenn mir nichts anderes bleibt, kann ich wenigstens über sie lachen. Kommen Sie!«

Er zog sich seinen Mantel an und lief im Zimmer herum, als wollte er kundtun, daß die energische Phase die apathische abgelöst hatte.

»Nehmen Sie Ihren Hut«, sagte er.

»Soll ich denn wirklich mitkommen?«

»Ja, wenn Sie nichts Besseres zu tun haben.« Eine Minute später saßen wir beide in der Droschke und fuhren wie der Wind in die Brixton Road.

Es war ein verhangener, nebliger Morgen. Ein grauer Schleier hing über den Hausdächern und mutete wie das Spiegelbild der schlammig-schmutzigen Straße an. Mein Kamerad war bester Laune und plauderte über Cremona-Geigen und den Unterschied zwischen einer Stradivari und einer Amati. Ich selber war recht still; das trübe Wetter und die düstere Angelegenheit, um deretwillen wir unterwegs waren, bedrückten mich.

»Sie verschwenden nicht allzu viele Gedanken auf die Sache, die vor uns liegt«, sagte ich schließlich und unterbrach Holmes musikalischen Diskurs.

»Es gibt ja auch noch nichts zu sagen«, antwortete er. »Es ist ein großer Fehler, wenn man sich eine Theorie aufbaut, bevor man die Tatsachen beisammen hat. Das blockiert die Urteilsfähigkeit.«

»Sie werden bald Tatsachen haben«, bemerkte ich und zeigte mit dem Finger aus dem Wagen.

»Dies ist die Brixton Road und das ist das Haus, wenn ich nicht sehr irre.«

»Recht haben Sie. Halten Sie, Kutscher, halten Sie!« Wir waren noch etwa hundert Meter von dem Haus entfernt, aber er bestand darauf, anzuhalten und auszusteigen. Den Rest des Weges legten wir zu Fuß zurück.

Das Haus Nr. 3 in Lauriston Gardens machte einen kleinlichschäbigen Eindruck. Es war eines von vier Häusern, die ein wenig abseits von der Straße standen. Zwei davon schienen unbewohnt zu sein. Drei Reihen leerer, trauriger Fenster blickten auf die Straße. Auf den schmutzigen Scheiben waren Schilder »zu vermieten« in Kaskadenform angebracht und ließen die Fenster noch leerer und trauriger erscheinen. Zwischen Haus

und Garten befand sich ein kleiner Garten, der mit kränklichen, unsymmetrisch gepflanzten Gewächsen bestückt war. Durch den Garten führte ein schmaler Weg, dessen gelbliche Farbe aus einer Mischung aus Lehm und Kies zu bestehen schien. Durch die Regenfälle der vergangenen Nacht war alles sehr aufgeweicht und matschig. Der Garten war von einer meterhohen Mauer umgeben, auf der ein Holzzaun angebracht war. An dieser Mauer lehnte ein breitschultriger Polizist, der von Neugierigen umringt war, die in vergeblicher Hoffnung, etwas von dem was drinnen geschah, mitzubekommen, ihren Hals verrenkten und die Augen verdrehten.

In meiner Vorstellung hatte ich Sherlock Holmes sofort ins Haus eilen und sich kopfüber in den rätselhaften Fall stürzen sehen. Aber das schien ganz und gar nicht seine Absicht zu sein. Mit einem nonchalanten Gehabe, das mir bei dieser Angelegenheit an der Grenze der Affektiertheit zu liegen schien, bummelte er auf dem Fußweg herum, blickte abwesend auf den Boden, den Himmel, auf das gegenüberliegende Haus und auf den Holzzaun. Schließlich schien er sich alles genau angesehen zu haben. Er ging langsam den Weg herunter, oder vielmehr, er ging an der Graskante entlang, die den Weg einrahmte. Seine Augen waren weiterhin auf den Boden gerichtet. Zweimal hielt er an. Ich sah, wie er lächelte und ich hörte, wie er einen Ausruf von Befriedigung tat. Es waren viele Abdrücke von Schuhsohlen auf dem lehmigen Boden, aber da die Polizisten dort hin- und hergelaufen waren, begriff ich nicht, was mein Freund dort lesen konnte. Allerdings zweifelte ich nicht daran, daß er dort Zeichen sah, die mir verborgen blieben, denn ich hatte ja einen Einblick in seine außergewöhnliche Schnelligkeit und seine große Aufnahmefähigkeit getan.

An der Haustür wurden wir von einem großen Mann begrüßt. Er hatte ein blasses Gesicht, blonde Haare und ein Notizbuch in der Hand. Er war herangerannt gekommen und schüttelte die Hand meines Freundes mit großer Herzlichkeit. »Das ist wirklich gut, daß Sie gekommen sind«, sagte er, »ich habe alles unberührt gelassen.

»Ausgenommen das da!« sagte mein Freund und zeigte auf den Weg. »Wenn eine ganze Herde von Elefanten darüber gezogen wäre, hätten sie nicht mehr anrichten können. Aber natürlich haben Sie, Gregson, sich den Weg vorher gut angesehen und ihre Schlüsse gezogen.«

»Ich hatte im Haus soviel zu tun«, verteidigte sich der Detektiv. »Mein Kollege Lestrade ist hier. Ich hatte mich darauf verlassen, daß er das übernehmen würde.«

Holmes sah mich an und zog die Augenbrauen spöttisch hoch. »Wenn zwei tüchtige Leute wie Lestrade und Sie hier arbeiten, dann gibt es wohl für einen dritten nichts mehr herauszufinden«, sagte er.

Gregson rieb sich selbstzufrieden die Hände. »Ich glaube, wir haben getan, was wir konnten«, sagte er. »Aber es ist ein schwieriger Fall und ich weiß, daß Sie Geschmack an so etwas haben.«

»Sind Sie mit der Droschke hergekommen?« fragte Holmes.

»Nein, Sir.«

»Lestrade auch nicht?«

»Nein, Sir.«

»Lassen Sie uns hineingehen und das Zimmer ansehen.« Mit dieser unlogischen Bemerkung schritt er ins Haus, gefolgt von Gregson, dessen ganze Gestalt Erstaunen ausdrückte.

Ein kurzer Flur, teppichlos und staubig, führte in die Küche und zu den anderen Arbeitsräumen. Zwei Türen führten nach links und zwei nach rechts. Eine von ihnen war, wie es schien, seit Wochen verschlossen. Die andere Tür führte ins Eßzimmer. In diesem Zimmer war der geheimnisvolle Unfall geschehen. Holmes ging hinein und ich folgte ihm mit den bedrückenden Gefühlen, die sich einem in der Nähe des Todes aufdrängen.

Es war ein großer, rechteckiger Raum, der noch größer wirkte, weil er völlig unmöbliert war. Eine billige, bunte Tapete an den Wänden wies große Stellen von Stockflecken auf. An mehreren Stellen hatten sich die Bahnen gelöst und hingen in großen Fetzen herunter und gaben den Blick auf die nackte, gelbe Wand frei. Gegenüber der Tür befand sich ein aufwendiger

Kamin mit einem Aufsatz aus imitiertem weißen Marmor. Das einzige Fenster war so schmutzig, daß das Licht gedämpft und trüb hereinkam und dem Zimmer Grauen und Düsternis verlieh. Die dicke Staubschicht, die auf allem lag, verstärkte diesen Eindruck noch. Alle diese Eindrücke nahm ich allerdings erst später wahr. Im Augenblick war meine ganze Aufmerksamkeit auf die einzelne, grausige Gestalt gerichtet, die ausgestreckt auf dem nackten Holzfußboden lag und deren leere, tote Augen zu der verfärbten Zimmerdecke gerichtet waren. Es war die Gestalt eines Mannes, drei- oder vierundvierzig Jahre alt, mittelgroß und breitschultrig, mit krausgelocktem schwarzem Haar und einem kurzen, borstigen Bart. Er trug einen Frack aus schwerem Tuch und eine Weste, dazu eine hellere Hose, einen sauberen Kragen und Manschetten. Ein Zylinderhut, der ordentlich und gut ausgebürstet war, lag neben ihm auf dem Boden. Seine Hände waren geballt und die Arme weit vom Körper gestreckt. Die Beine waren ineinanderverkrampft und zeugten von einem schweren Todeskampf. Auf dem harten Gesicht stand noch der Ausdruck von Schrecken und, wie es mir schien, von Haß. Einen solchen Haß hatte ich noch nie auf einem menschlichen Gesicht gesehen. Die furchtbar unnatürlich verzerrten Glieder, die niedrige Stirn, die flache Nase und das breite Kinn gaben dem toten Mann ein affengleiches Aussehen, das noch von seiner verrenkten und verzerrten Lage unterstrichen wurde. Ich habe den Tod in vielerlei Gestalt gesehen, aber niemals war er mir in einer so grausigen Form erschienen, wie in diesem unfreundlichen, dunklen Haus, von dem aus man einen Blick auf die Hauptadern der Londoner Innenstadt hat.

Lestrade, mager und rattengleich wie immer, stand an der Tür und begrüßte meinen Kameraden und mich.

»Dieser Fall wird einiges aufrühren, Sir«, sagte er. »Es übertrifft alles, was ich bisher gesehen habe. Und ich bin kein Feigling.«

»Es gibt keinen Hinweis«, sagte Gregson.

»Absolut keinen«, fiel Lestrade ein.

Sherlock Holmes näherte sich der Leiche und kniete nieder, um sie aufmerksam zu untersuchen. »Sind Sie sicher, daß er keine Wunden hat?« fragte er und wies auf die vielen Blutspritzer und Flecken um ihn herum.

»Absolut sicher«, riefen beide Detektive.

»Dann stammt das Blut von jemand anders, vermutlich von dem Mörder, falls hier ein Mord geschehen ist. Es erinnert mich an die Begleitumstände bei dem Tod von Van Jansen in Utrecht im Jahre 1834. Erinnern Sie sich an den Fall, Gregson?«

»Nein, Sir.«

»Dann lesen Sie ihn nach. Das sollten Sie wirklich tun. Es gibt nichts Neues unter der Sonne.«

Während er sprach, waren seine sensiblen Hände hierhin und dorthin geflogen, waren überall, drückten, fühlten, knöpften auf, untersuchten. Seine Augen jedoch hatten den gleichen abwesenden Ausdruck, den ich vorher schon wahrgenommen hatte. So schnell fand diese Untersuchung statt, daß man kaum glauben konnte, daß sie wirklich sehr gründlich ausgeführt worden war. Schließlich roch er an den Lippen des Toten und besah sich die Sohlen der Lacklederstiefel.

»Ist er wirklich nicht berührt worden?« fragte er.

»Nicht mehr, als was zum Zwecke der Untersuchung notwendig war.«

»Sie können ihn jetzt in die Leichenhalle bringen. Hier gibt es jetzt nichts, was wir noch herausfinden könnten.«

Gregson hatte eine Bahre und vier Träger in der Nähe. Auf seinen Ruf kamen sie in den Raum, der Fremde wurde auf die Bahre gehoben und hinausgetragen. Als sie ihn jedoch hochhoben, fiel ein Ring herunter und rollte über den Boden. Lestrade griff nach ihm und starrte ihn mit ratlosen Augen an.

»Es muß eine Frau hiergewesen sein«, rief er, »es ist der Ehering einer Frau.«

Während er sprach, hatte er den Ring auf die Innenfläche seiner ausgestreckten Hand gelegt. Wir alle drängten uns um ihn und blickten darauf. Es konnte gar kein Zweifel daran bestehen — dieser Goldreif hatte einmal den Finger einer Braut geziert.

»Das macht die Sache noch schwieriger«, seufzte Gregson, »und der Himmel weiß, daß sie vorher schon schwierig genug war.«

»Sind Sie sicher, daß es die Sache nicht eher vereinfacht?« meinte Holmes. »Wir werden nichts herausfinden, wenn wir weiter so auf den Ring starren. Was haben Sie in seinen Taschen gefunden?«

»Hier ist alles«, sagte Gregson und wies auf einen kleinen Haufen von Dingen auf der untersten Stufe der Treppe. »Eine goldene Uhr, Nr. 97163, von Barraud London, goldene Uhrkette, sehr schwer und solide, ein goldener Ring mit Freimaurersymbol, eine goldene Nadel mit dem Kopf einer Bulldogge, die Augen aus Rubinen hatte, ein Täschchen aus russischem Leder für die Visitenkarten mit dem Namen >Enoch J. Drebber, Cleveland<, der mit der Zeichnung der Wäsche >E.J.D.< übereinstimmte. Und etwa sieben Pfund und 13 Schillinge Kleingeld.«

Weiterhin fanden wir eine Taschenbuchausgabe von Boccaccios >Decamerone<, die den Namen Joseph Stangerson auf der ersten Seite trug, zwei Briefe, einen adressiert an E.J. Drebber und den anderen an Joseph Stangerson.«

»An welche Adressen?«

»American Exchange, Strand, hinterlegt, um abgeholt zu werden. Beide Briefe sind von der Guion Dampfschiffahrtsgesellschaft und beziehen sich auf die Abfahrt ihres Schiffes von Liverpool. Es ist klar, dieser unglückliche Mensch war auf seiner Rückreise nach New York.«

»Haben Sie sich nach diesem Mr. Stangerson erkundigt?«

»Das ist sofort geschehen, Sir«, sagte Gregson. »Ich habe eine Anzeige in allen Zeitungen aufgegeben und einer meiner Männer ist zum amerikanischen Exchange gegangen, aber er ist noch nicht zurückgekehrt.«

»Haben Sie sich mit Cleveland in Verbindung gesetzt?«

»Wir haben heute morgen telegraphiert.«

»Was haben Sie Ihnen über den Stand Ihrer Untersuchungen gesagt?«

»Wir haben Ihnen die Umstände in allen Einzelheiten mitgeteilt und hinzugefügt, daß wir für weitere Informationen dankbar sein werden. Dies alles wird uns sicherlich weiterhelfen.«

»Haben Sie nach irgendwelchen Einzelheiten gefragt, die Ihnen aufschlußreich und wichtig erschienen sind?«

»Ich habe mich nach Stangerson erkundigt.«

»Weiter nichts? Gibt es keine Anhaltspunkte, an denen man den ganzen Fall aufhängen könne? Möchten Sie nicht noch einmal telegraphieren?«

»Ich habe gesagt, was ich zu sagen hatte«, sagte Gregson in beleidigtem Ton.

Sherlock Holmes lachte in sich hinein. Es schien, als wollte er gerade zu einer Bemerkung ansetzen, als Lestrade wieder auf der Szene auftauchte und die Hände selbstgefällig in einer etwas pompösen Weise rieb. Er war in dem vorderen Zimmer gewesen, während wir uns in der Halle unterhielten.

»Mr. Gregson«, sagte er, »ich habe da soeben eine Entdeckung gemacht, die von größter Wichtigkeit ist. Noch dazu wäre sie völlig übersehen worden, hätte ich mir nicht die Wände noch einmal genau angesehen.«

Die Augen des kleinen Mannes glänzten, während er sprach. Ganz offensichtlich war er in einem Zustand unterdrückter Erregung, weil er einen Punkt gegen seinen Kollegen gewonnen hatte.

»Kommen Sie her«, sagte er und ging geschäftig zurück in das Zimmer, dessen Atmosphäre nun, nachdem der grausige Bewohner entfernt worden war, nicht mehr so bedrückend war. Er strich ein Streichholz an seinem Stiefel an und hielt es gegen die Wand.

»Sehen Sie!« sagte er triumphierend.

Ich habe schon erwähnt, daß sich die Tapete an einigen Stellen von der Wand gelöst hatte. In dieser Zimmerecke war ein großes Stück heruntergekommen, dahinter zeigte sich die nackte, rauhverputzte Wand. Über diese kahle Stelle war in blutroter Farbe ein einziges Wort geschrieben - RACHE.

»Was halten Sie davon?« rief der Detektiv mit der Miene eines Schaustellers, der seine Ausstellung zeigt. »Dies wurde übersehen, weil hier die dunkelste Ecke des Raumes ist. Niemand hat daran gedacht, sie zu untersuchen. Der Mörder hat es mit seinem (oder ihrem) eigenen Blut geschrieben. Sehen Sie sich diesen Blutfleck an, der von der Wand heruntergetropft ist. Jedenfalls schließt das den Gedanken an Selbstmord aus. Aber warum wurde gerade diese Ecke gewählt, um dies hier zu schreiben? Das will ich Ihnen sagen. Sehen Sie die Kerze da auf dem Kamin? Sie war zu der Zeit angezündet. Und wenn die Kerze brennt, ist diese Ecke nicht die dunkelste, sondern die hellste Stelle des Zimmers.«

»Und was soll dieser Fund nun bedeuten?« fragte Gregson verächtlich.

»Bedeuten? Wieso, es bedeutet natürlich, daß der Schreiber dabei war, den Namen Rachel zu schreiben, aber gestört wurde, bevor er zu Ende schreiben konnte. Sie werden sich an meine Worte erinnern. Wenn dieser Fall erst aufgeklärt ist, werden Sie sehen, daß eine Frau namens Rachel eine Rolle darin gespielt hat. Sie können ruhig lachen, Mr. Sherlock Holmes. Sie mögen tüchtig und klug sein, aber am Ende ist der alte Hund immer noch der beste.«

»Also, ich muß mich wirklich entschuldigen«, sagte mein Kamerad, der dem kleinen Mann ein bißchen die Laune verdorben hatte, indem er in ein explosionsartiges Gelächter ausgebrochen war. »Sie haben die Ehre, dies da als erster herausgefunden zu haben. Wie Sie ganz richtig sagen, sieht es so aus, als habe jemand, der gestern abend hier war, dies geschrieben. Ich hatte noch keine Zeit, mir das Zimmer genau anzusehen. Aber wenn Sie erlauben, werde ich es jetzt tun.«

Er hatte inzwischen ein Maßband aus der Tasche gezogen und dazu ein großes, rundes Vergrößerungsglas. Mit diesen beiden Hilfsmitteln bewegte er sich geräuschlos im Zimmer herum, hielt manchmal an, kniete öfters nieder und einmal legte er sich sogar flach auf den Bauch. Er war so sehr in seine Arbeit vertieft, daß er unsere Anwesenheit ganz vergessen zu haben schien. Er sprach die ganze Zeit über leise vor sich hin, dies wirkte wie ein kleines Feuerwerk von Ausrufen, Stöhnen und Pfeifen und kleinen Aufschreien von Vermutungen und Hoffnungen. Wie ich ihn so beobachtete, sah ich mich unweigerlich an einen reinrassigen, gut ausgebildeten Jagdhund erinnert, der im Jagdgebiet hin und her schießt und vor Aufregung heult, bis er die verlorene Fährte wiedergefunden hat. Mindestens zwanzig Minuten verwandte er auf seine Untersuchungen. Er maß mit genauer Sorgfalt die Entfernungen zwischen Spuren aus, die für mich total unsichtbar waren. Gelegentlich legte er sein Maßband zwischen Punkten an, die ich nicht verstehen konnte. An einer Stelle fegte er sorgfältig ein kleines Häuflein grauen Staubes vom Boden auf und verwahrte es in einem Briefumschlag. Schließlich untersuchte er mit einem Vergrößerungsglas das Wort an der Wand, indem er jeden einzelnen Buchstaben mit großer Genauigkeit betrachtete. Schließlich war er fertig. Er schien zufrieden und steckte Maßband und Vergrößerungsglas in die Tasche zurück.

»Man sagt, daß Sorgfalt die Mutter des Genies ist«, bemerkte er lächelnd. »Es ist schlecht ausgedrückt, paßt aber auf die Arbeit eines Detektivs.«

Gregson und Lestrade hatten das Manöver ihres Amateurkollegen mit Neugier und Mißgunst verfolgt. Ganz offensichtlich konnten sie die Verfahrensweise nicht richtig einschätzen, die mir langsam klar wurde. Sie machten sich nicht klar, daß selbst die kleinste Kleinigkeit, die Sherlock Holmes tat, wichtig für das Endergebnis war.

»Was halten Sie davon, Sir?« fragten sie beide.

»Ich würde Ihnen die Show stehlen, wenn ich so täte, als wollte ich Ihnen helfen«, bemerkte mein Freund. »Sie kommen so gut voran, daß es ein Jammer wäre, wenn jemand sich da einmischte.«

In seiner Stimme lag Sarkasmus. »Wenn Sie mich wissen lassen wollen, wie Ihre Untersuchungen laufen«, fuhr er fort, »werde ich glücklich sein. Wenn ich Ihnen helfen kann, werde ich tun, was ich vermag. Inzwischen möchte ich gerne mit dem Polizisten sprechen, der die Leiche gefunden hat. Wollen Sie mir seinen Namen und die Adresse geben?«

Lestrade schaute in sein Notizbuch. »John Rance«, sagte er. Er hat jetzt frei. Er wohnt Audley Court 46, Kennington Park Gate.«

»Kommen Sie, Doktor«, sagte er, »wir gehen hin und besuchen ihn. Ich werde Ihnen eine Sache verraten, die Ihnen in dieser Angelegenheit weiterhelfen wird«, fuhr er fort und wandte sich an die beiden Detektive »Es ist ein Mord geschehen. Der Mörder war ein Mann. Er war mehr als 1,80 m groß, in der Blüte seiner Jahre. Für seine Länge hatte er ziemlich kleine Füße, trug grobe, breitgeschnittene Stiefel und rauchte eine Zigarre von der Marke Trichinopoly. Er ist mit seinem Opfer in einer Droschke hierher gekommen. Das Pferd, das die Droschke zog, hatte drei alte, und unter seinem Vorderhuf ein neues Hufeisen. Mit aller Wahrscheinlichkeit hatte der Mörder eine helle Gesichtsfarbe und die Fingernägel seiner rechten Hand waren bemerkenswert lang. Dies sind bloß ein paar Hinweise, aber vielleicht helfen sie Ihnen weiter.«

Lestrade und Gregson sahen einander mit ungläubigem Lächeln an.

»Wenn dieser Mann ermordet worden ist, wie hat man ihn dann umgebracht?«

»Gift!« sagte Sherlock Holmes knapp und schritt von dannen.

»Noch eine Sache, Lestrade«, sagte er und drehte sich in der Tür um, »>Rache< ist ein deutsches Wort und heißt soviel wie >revenge<. Also vertun Sie Ihre Zeit nicht, indem Sie nach einem Fräulein Rachel suchen.«

Mit diesem Schuß zum Abschied ging er fort und ließ die beiden Rivalen mit offenen Mündern hinter sich.

4. KAPITEL

Was John Rance zu sagen hatte

Es war ein Uhr, als wir Lauriston Gardens Nr. 3 verließen. Sherlock Holmes nahm mich mit in das nächste Telegraphenbüro, von wo aus er ein langes Telegramm abschickte. Dann winkte er eine Droschke heran und gab dem Kutscher die Adresse an, die Lestrade uns genannt hatte.

»Es geht doch nichts über Beweise aus erster Hand«, bemerkte er. »Wenn ich ehrlich sein soll, dann muß ich gestehen, daß ich mir längst eine vollständige Meinung über diesen Fall gebildet habe. Aber man sollte immer alles herausfinden, was herauszufinden ist.«

»Sie versetzen mich in Erstaunen, Holmes«, sagte ich. »Sie können doch gar nicht so sicher sein, wie Sie vorhin vorgaben, als Sie alle Einzelheiten aufzählten.«

»In dieser Sache ist überhaupt kein Irrtum möglich«, antwortete er. »Zunächst einmal sind mir gleich bei unserer Ankunft die beiden tiefen Einschnitte aufgefallen, die die Räder einer Droschke dicht neben der Einbuchtung gemacht haben. Nun, bis gestern abend hatten wir wochenlang keinen Regen. Diese tiefen Eindrücke der Räder müssen also von letzter Nacht herrühren. Die Spuren der Hufeisen waren noch gut zu sehen, eines war deutlicher als die anderen drei, das zeigt, daß es sich um ein neues Hufeisen handelt. Weder Gregson noch Lestrade sind mit der Kutsche gekommen, das habe ich selber von Gregson gehört, also folgt daraus, daß die Kutsche in der letzten Nacht dort gehalten und zwei Leute zu dem Haus gebracht hat.«

»Das sieht alles ganz einfach aus«, sagte ich. »Aber wie verhält es sich mit der Größe des anderen Mannes?«

»Die Größe eines Menschen kann im allgemeinen nach der Länge seiner Schritte berechnet werden. Es ist ein ganz einfacher Rechensatz, aber ich will Sie jetzt nicht mit Zahlen langweilen. Ich habe die Schritte sowohl draußen im Lehm als auch drinnen im Staub gemessen. Dann hatte ich die Möglichkeit, meine Berechnungen zu überprüfen. Wenn ein Mensch an die Wand schreibt, so leitet sein Instinkt ihn an, in Augenhöhe zu schreiben. Na ja, die Schrift war genau 1,80m vom Fußboden entfernt. Was für ein Kinderspiel.«

»Und sein Alter?« fragte ich.

»Na ja, wenn ein Mensch ohne Anstrengung Schritte von 1,50 m macht, kann er nicht alt und schwach sein. Und das war genau die Breite der Pfütze im Garten, über die er hinweggestiegen ist. Die Lacklederstiefel sind drum herumgegangen, die breiten Stiefel aber sind drüberweg gestiegen. Da ist weiter gar kein Geheimnis. Ich füge nur dem normalen Leben ein paar Regeln der Beobachtung und Schlußfolgerung bei, von denen ich in jenem Artikel geschrieben habe. Noch etwas das Ihnen Kopfschmerzen bereitet?«

»Die Fingernägel und die Trichinopoly«, wollte ich wissen.

»Die Schrift an der Wand wurde hergestellt, indem jemand seinen Finger in Blut tauchte. Beim Schreiben wurde das Mauerwerk um die Buchstaben herum ein bißchen angekratzt. Das konnte ich durch mein Vergrößerungsglas erkennen. Das wäre nicht der Fall gewesen, wenn die Fingernägel kurzgeschnitten gewesen wären. Ich habe ein bißchen Asche aufgehoben, die auf den Boden gefallen war. Sie war dunkel gefärbt und hatte größere Flocken — so brennt nur eine Trichinopoly Zigarre ab. Ich habe einmal eine besondere Studie über Zigarrenasche erstellt — ich habe sogar eine Monographie über sie geschrieben. Ich bilde mir ein, daß ich mit einem Blick die Asche jeder bekannten Zigarre oder jeden Tabaks erkennen kann. Das sind so die Einzelheiten und Kleinigkeiten, in denen sich ein gutausgebildeter Detektiv von Typen wie Gregson und Lestrade unterscheidet.«

»Und das helle Gesicht?« fragte ich.

»Ah, das war in der Tat ein gewagter Schuß, obgleich ich eigentlich nicht daran zweifle, daß ich recht habe. Diese Frage möchte ich Ihnen allerdings beim jetzigen Stand der Untersuchungen noch nicht beantworten.«

Ich fuhr mir mit der Hand über die Stirn. »Mein Kopf dreht sich mir«, bemerkte ich. »Je mehr ich darüber nachdenke, um so rätselhafter wird mir alles. Wie kamen diese beiden Männer, —

wenn es zwei Männer waren — in dieses leere Haus? Was ist aus dem Kutscher geworden, der sie gefahren hat? Wie konnte ein Mann den anderen dazu bringen, Gift zu nehmen? Und woher kam das Blut? Was war die Ursache des Mordes, da es sich nicht um Raub handelte. Woher kam der Ring der Frau? Und schließlich und endlich, warum sollte der zweite Mann das deutsche Wort >RACHE< an die Wand schreiben, bevor er sich davonmachte? Ich kann die Tatsachen nicht zusammenkriegen, das gebe ich ehrlich zu.«

Mein Kamerad lächelte zustimmend.

»Sie summieren die Schwierigkeiten folgerichtig und gut«, sagte er, »da gibt es noch manch dunklen Punkt, aber über die hauptsächlichen Hergänge bin ich mir vollkommen klar. Kommen wir auf die Entdeckung des armen Lestrade zurück. Dies ist schlicht und einfach fabriziert worden, um die Polizei auf die falsche Fährte zu locken, indem sie den Verdacht auf Sozialismus und Geheimorganisationen lenkte. Es ist auch nicht von einem Deutschen geschrieben worden. Das A, wenn Sie das bemerkt haben sollten, wurde ein bißchen in der deutschen Art gemacht. Ein richtiger Deutscher würde Druckbuchstaben immer lateinisch schreiben. Hier hat ein ungeschickter Nachahmer die Sache etwas übertrieben, dessen können wir ganz sicher sein. Es war nichts weiter als ein Trick, die die Untersuchung in die falschen Kanäle leiten sollte. Ich werde Ihnen aber jetzt nichts mehr von diesem Fall erzählen, Doktor. Sie wissen, daß ein Zauberkünstler keinen Applaus bekommt, wenn er seinen Trick erst einmal verraten hat. Wenn ich Ihnen zuviel von meiner Arbeitsmethode erkläre, könnten Sie auf die Idee kommen, daß ich ein ganz gewöhnlicher Mensch bin.«

»Das werde ich niemals tun«, antwortete ich. »Sie haben das Aufspüren von Verbrechen zu einer nahezu vollkommenen Wissenschaft gemacht, wie es wohl vollkommener in dieser Welt nicht geht.«

Mein Freund errötete vor Freude über meine Worte und die Ernsthaftigkeit, mit der ich sie aussprach. Ich hatte längst bemerkt, daß er so empfänglich für Komplimente für seine Arbeit war, wie junge Mädchen für ihre Schönheit.

»Ich will Ihnen noch etwas erzählen«, sagte er. »Die Lacklederstiefel und die groben breiten Stiefel sind in der gleichen Droschke gekommen. Sie sind den Gartenweg in freundschaftlicher Haltung hinuntergegangen, vermutlich Arm in Arm. Drinnen im Haus sind sie dann auf und ab gewandert, das heißt, Lacklederstiefel stand still, aber die groben breiten Stiefel wanderten auf und ab. Ich konnte das aus dem Staub ersehen. Je mehr er lief, desto erregter wurde er, das konnte ich ebenfalls sehen, die immer größer werdenden Schritte zeigten das. Er sprach eine Weile und steigerte sich so in eine Erregung hinein, die ohne Zweifel im Zorn endete. Dann passierte die Tragödie. Jetzt hab ich Ihnen alles erzählt, was ich selber weiß, denn der Rest ist ein Raten und Vermuten. Immerhin haben wir aber eine ganz gute Arbeitsbasis, von der aus wir beginnen können. Wir müssen uns jetzt beeilen, denn ich will ins Haie-Konzert gehen, um heute nachmittag Norman Neruda zu hören.«

Die Unterhaltung hatte stattgefunden, während unsere Droschke durch eine Folge von schäbigen Straßen und trüben Nebenstraßen fuhr. In der schäbigsten und düstersten Gasse von allen kam die Droschke zu einem Halt. »Das da drüben ist Audley Court«, sagte der Kutscher und wies auf einen schmalen Gang in einer Reihe von dunklem Mauerstein. Audley Court war keine angenehme Lokalität. Die schmale Passage führte uns auf einen viereckigen Hof, der mit Pflastersteinen ausgelegt und mit trübsinnigen Wohnungen umbaut war. Wir schoben uns durch Gruppen dreckiger Kinder hindurch und durch Reihen von grauer Wäsche, bis wir zu Nr. 46 kamen. Ein kleines Metallschild zierte die Tür, auf dem der Name Rance stand. Auf unsere Frage hieß es, der Polizist sei im Bett. Wir wurden in das kleine Vorderzimmer geführt um auf sein Erscheinen zu warten.

Er kam auch gleich darauf, sah ein wenig irritiert aus, weil wir ihn in seinem Schlaf gestört hatten. »Ich habe meinen Bericht in der Dienststelle gemacht«, sagte er.

Holmes nahm einen halben Sovereign aus der Tasche und spielte gedankenverloren damit.

»Wir dachten, wir würden das gerne alles aus Ihrem eigenen Munde hören«, sagte er.

»Ich werde Ihnen gerne alles erzählen, was ich weiß«, sagte der Polizist mit einem Blick nach dem Goldstück.

»Dann erzählen Sie mir mit eigenen Worten, was sich letzte Nacht ereignet hat.«

Rance setzte sich auf das Roßhaarsofa und zog die Brauen zusammen, so, als wollte er auf keinen Fall etwas in seiner Geschichte auslassen.

»Ich werde von Anfang an erzählen«, sagte er. »Mein Dienst geht von zehn Uhr abends bis sechs Uhr in der Frühe. Um elf Uhr war eine Schlägerei im >Weißen Hirschen<, aber abgesehen davon hatte ich eine ruhige Wache. Um ein Uhr fing es zu regnen an. Um diese Zeit traf ich Harry Murcher — er hat die Holland-Grove-Wache —, und wir standen zusammen an der Ecke von Henriette-Street und haben zusammen geredet. Schließlich, es war nur ein bißchen später, dachte ich daran, daß es gut sei, noch einmal die Runde zu gehen und zu sehen, ob in der Brixton Road alles in Ordnung sei. Es war dort ziemlich schmutzig und einsam. Keine Seele habe ich auf dem Wege getroffen, aber zwei Kutschen überholten mich. Also, ich ging die Straße längs und dachte — ganz unter uns gesagt —, wie gut mir nun ein heißer Ginpunsch tun könnte. Plötzlich erregte ein Lichtstrahl aus diesem Haus meine Aufmerksamkeit. Nun wußte ich aber, daß diese beiden Häuser in Lauriston Garden unbewohnt sind. Ich weiß es darum, weil der Besitzer die Regenrinnen nicht hat in Ordnung bringen lassen wollen und weil der letzte Mieter an Typhus gestorben ist. Ich war ganz erschrocken, als ich plötzlich Licht in dem Fenster sah. Ich dachte mir schon, daß da was nicht in Ordnung sein könnte. Als ich an die Tür kam...«

»Sie haben angehalten und sind zurück zur Gartenpforte gegangen«, unterbrach mein Freund. »Warum haben Sie das getan?«

Rance sprang erschrocken auf und starrte Sherlock Holmes an. Seine ganze Gestalt drückte verwundertes Staunen aus.

»Aber ja, Sie haben recht, Sir«, sagte er »doch wie Sie das erfahren haben, mag der Himmel wissen. Sehen Sie, es war dort so dunkel und einsam und ich dachte, ich sei nicht so schlecht dran, wenn jemand mit mir gehen würde. Ich fürchte mich nicht so leicht, aber irgendwie mußte ich an den denken, der an Typhus gestorben ist. Ich glaubte, vielleicht sei er wiedergekommen und wolle nach den Regenrinnen sehen, die ihn ja eigentlich umgebracht haben. Der Gedanke hat mich erschreckt und so bin ich umgekehrt und habe geschaut, ob ich Murchers Laterne irgendwo entdecken konnte. Aber er war nirgends zu sehen und jemand anders war auch nicht in der Nähe.«

»Es war niemand auf der Straße?«

»Keine lebendige Seele, nicht einmal ein Hund. Da habe ich mich zusammengenommen und bin zurückgegangen und habe die Tür aufgestoßen. Drinnen war alles ruhig. So bin ich in das Zimmer gegangen, wo das Licht brannte. Dort flackerte eine Kerze auf dem Kamin - eine rote Wachskerze - und bei dem Licht sah ich...«

»Ja, ich weiß, was Sie sahen. Sie sind ein paarmal im Zimmer herumgegangen und Sie haben sich neben der Leiche niedergekniet, dann sind Sie durch den Raum gegangen und haben versucht, ob die Küchentür verschlossen war und dann...«

John Rance sprang auf - mit verängstigtem Gesicht und Verdacht in den Augen.

»Wo waren Sie die ganze Zeit versteckt?« rief er. »Es sieht aus, als wüßten Sie eine ganze Menge mehr, als Sie eigentlich sollten.«

Holmes lachte und schob dem Polizisten seine Visitenkarte zu. »Kommen Sie bloß nicht auf die Idee, mich als Mörder zu verhaften«, sagte er, »ich bin einer der Jagdhunde, nicht der Wolf. Mr. Gregson und Mr. Lestrade stehen dafür gerade. Aber bitte, fahren Sie fort, was haben Sie dann als nächstes getan?«

Rance setzte sich wieder hin, ohne daß jedoch der Ausdruck des Verwunders ganz aus seinem Gesicht verschwand. »Ich ging zurück zum Gartentor und piffte auf meiner Trillerpfeife. Das rief Murcher und zwei andere Kollegen herbei.«

»War die Straße da immer noch leer?«

»Na ja, das kann man wohl sagen. Jedenfalls konnte der keinem etwas nützen.«

»Was meinen Sie damit?«

Über das Gesicht des Polizisten breitete sich ein Lächeln aus. »Ich habe manchen Betrunkenen in meinem Leben gesehen«, sagte er, »aber noch nie jemanden, der so hoffnungslos voll war, wie dieser Mensch. Er war an der Gartenpforte, als ich heraus-

kam. Er lehnte gegen den Zaun und sang aus vollem Halse von irgendeiner Columbine oder was sie da jetzt immer singen. Er konnte kaum noch aufrecht stehen, geschweige denn uns helfen.«

»Was für ein Mann war das?« fragte Holmes.

Diese Frage schien Rance zu irritieren. »Er war ein ungewöhnlich betrunkenen Mann. Wir hätten ihn mit auf die Wache genommen, wenn wir nicht soviel zu tun gehabt hätten.«

»Sein Gesicht, seine Kleidung — ist Ihnen da nichts aufgefallen?« fragte Holmes ungeduldig.

»Ich sollte ihn wohl bemerkt haben, wo ich ihn doch zu stützen hatte, Murcher und ich zusammen. Er war ein ziemlich langer Kerl, hatte ein rotes Gesicht, um die untere Gesichtshälfte trug er einen Schal...«

»Das reicht!« rief Holmes. »Was ist aus ihm geworden?«

»Wir hatten genug zu tun, auch ohne uns um ihn kümmern zu müssen«, sagte der Polizist mit betrübter Stimme. »Ich nehme an, daß er schließlich nach Hause gefunden hat.«

»Wie war er gekleidet?«

»Er hatte einen braunen Mantel an.«

»Trug er eine Peitsche in der Hand?«

»Eine Peitsche? Nein.«

»Dann muß er sie liegengelassen haben«, murmelte mein Begleiter. »Sie haben nicht zufällig hinterher eine Droschke gesehen?«

»Nein.«

»Hier ist der halbe Sovereign für Sie«, sagte mein Freund, stand auf und nahm seinen Hut.

»Ich fürchte Rance, daß Sie es bei der Polizei nicht sehr weit bringen werden. Ihren Kopf sollten Sie nicht bloß zur Dekoration haben, sondern ihn auch wirklich benutzen. In der letzten Nacht hätten Sie sich den Streifen des Sergeanten verdienen können. Der Mann, den Sie in der Hand hatten, der hält in seiner Hand alle Schlüssel zu dem Rätsel, das wir zu lösen versuchen. Aber es nützt nichts, wenn wir jetzt darüber streiten. Ich sag auch bloß, daß es so ist. Kommen Sie, Doktor.«

Wir fuhren mit der Droschke zurück und ließen unseren Informanten ungläubig, aber mit deutlich ungemütlichen Gefühlen zurück.

»Dämlicher Esel!« sagte Holmes bitter, als wir in unsere Wohnung zurückfuhren. »Wenn man sich überlegt, was der für ein enormes Glück in den Händen gehalten hat und nichts damit anzufangen weiß!«

»Mir ist die Sache inzwischen eher noch schleierhafter. Es stimmt, die Beschreibung des Betrunkenen trifft mit der des zweiten Mannes zusammen. Aber weshalb sollte er zu dem Haus zurückkehren, nachdem er schon weggegangen war? Das ist doch nicht die Masche, nach der Verbrecher allgemein handeln.«

»Der Ring, Mann, der Ring! Das war der Grund, weshalb er zurückgekommen ist. Wenn wir keine andere Möglichkeit haben, ihn zu kriegen, dann müssen wir den Ring als Köder auslegen. Ich werde ihn kriegen, Doktor. Ich wette mit Ihnen eins gegen zwei, daß ich ihn kriegen werde. Und der Dank gehört Ihnen. Wenn sie nicht gewesen wären, wäre ich vielleicht nicht hingegangen und hätte die beste Studie verpaßt, die mir überhaupt je begegnet ist: die Studie in Scharlachrot. Was? Warum sollen wir uns nicht ein bißchen in der Sprache der Künstler ergehen. Ein scharlachroter Faden läuft durch die graue Ader des Lebens und es ist unsere Pflicht, diesen Faden zu verfolgen und aufzudröseln, ihn zu isolieren, bis er uns Zentimeter um Zentimeter zu Gebote steht. So und nun ist Lunch angesagt und danach Norman Neruda. Ihr Anschlag ist einfach herrlich. Wie heißt noch gerade dieses kleine Stück von Chopin, das sie so herrlich spielt: Tra-la-la, lira-lira-lay.«

Der Amateur-Bluthund lag zurückgelehnt in der Droschke und trällerte wie eine Lerche vor sich hin, während ich über die verschiedenen Aspekte des menschlichen Geistes nachdachte.

5. KAPITEL

Eine Anzeige bringt einen Besucher

Unser morgendlicher Ausflug hatte meiner schwachen Gesundheit nicht gut getan. Ich war am Nachmittag völlig erschöpft. Nachdem Holmes ins Konzert gegangen war, legte ich mich aufs Ohr und hoffte, ein paar Stunden Schlaf zu bekommen. Es war ein nutzloser Versuch. Meine Sinne waren von allem, was sich begeben hatte, noch so aufgeputscht, daß sich mir die seltsamsten Vorstellungen und Phantasien aufdrängten. Jedesmal, wenn ich die Augen schloß, sah ich vor mir das verzerrte, affengleiche Gesicht des Ermordeten. So böseartig war der Eindruck, den das Gesicht auf mich machte, daß ich Mühe hatte, keine Dankbarkeit für denjenigen zu empfinden, der ihn ins Jenseits befördert hatte. Wenn menschliche Züge Böseartigkeit ausdrücken können, dann war das ganz bestimmt der Fall bei Mr. Enoch J. Drebber aus Cleveland. Immerhin sah ich ein, daß man ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte. Die Schlechtigkeit eines Opfers ist keine Entschuldigung in den Augen des Gesetzes. Je mehr ich über die außergewöhnlichen Hypothesen meines Freundes nachdachte, um so seltsamer erschien es mir, daß der Mann vergiftet worden war. Ich erinnerte mich nun daran, wie Holmes an seinen Lippen gerochen hatte. Gewiß hatte er vorher etwas gesehen, das ihm zu dieser Annahme Anlaß gab. Wiederum, wenn er nicht vergiftet worden war, woran war er dann gestorben? Wunden oder Würgemale waren nicht zu erkennen gewesen. Andererseits jedoch, wessen Blut war es dann, von dem soviel auf dem Boden gewesen war? Anzeichen von einem Kampf waren nicht vorhanden und das Opfer schien auch keine Waffe besessen zu haben, um damit den Angreifer zu verwunden. Solange all diese Fragen noch ungelöst waren, würde weder Holmes noch ich recht Schlaf finden können, das fühlte ich jetzt. Seine ruhige, ausgeglichene Art überzeugte mich, daß er sich längst eine Theorie gebildet hatte. Obgleich ich nicht einen Augenblick lang herausfinden konnte, wie alles zusammenhing.

Er war an diesem Abend spät nach Hause gekommen - so spät, daß mir klar war, daß er nicht direkt aus dem Konzert kam. Das Dinner wurde serviert, bevor er erschien.

»Es war hervorragend«, sagte er, als er sich setzte. »Erinnern Sie sich, was Darwin über Musik sagte? Er behauptete, daß die Fähigkeit, sie zu erfinden und zu genießen lange existierte, bevor der Mensch das Stadium des Rechnens erreicht hatte. Vielleicht werden wir deshalb auf so feinsinnige Art davon beeinflusst? Es gibt tief in unserer Seele noch schwache Erinnerungen an die Zeit, als die Welt noch in den Kinderschuhen steckte.«

»Das ist mal eine weitgefaßte Idee«, antwortete ich. »Wenn die Ideen eines Menschen die Natur interpretieren wollen, dann müssen sie so breitgefaßt wie die Natur sein«, antwortete er.

»Was ist los? Sie sehen so angespannt aus. Die Brixton-Affaire macht Ihnen zu schaffen, nicht wahr?«

»Um die Wahrheit zu sagen, das tut sie«, sagte ich. »Nach meinen Afghanistan-Erfahrungen sollte ich härter sein. In Maiwand mußte ich zusehen, wie meine Kameraden in Stücke gehauen wurden und habe die Nerven nicht verloren.«

»Das kann ich gut verstehen. Es ist das Rätselhafte an der Sache, die die Einbildungskraft aufpeitscht. Wo es keine Einbildungskraft gibt, da gibt es keinen Schrecken. Haben Sie die Abendzeitung gelesen?«

»Nein.«

»Sie geben eine ziemlich gute Zusammenfassung von der Affaire. Sie erwähnen aber die Tatsache nicht, daß da ein Frauenring zu Boden fiel, als die Leiche aufgehoben wurde. Es ist grad so gut, daß sie nichts davon schreiben.«

»Warum?«

»Schauen Sie sich die Anzeigen an«, sagte er, »ich habe in jeder Zeitung eine aufgegeben, gleich heute morgen.«

Er schob mir die Zeitung herüber und ich blickte auf die Stelle, auf die er mich hinweis. Es war die erste Anzeige in der Spalte >Gefunden<.

»Heute morgen in Brixton Road«, hieß es, »wurde ein schlichter goldener Ehering gefunden, auf der Straße zwischen dem >Weißen Hirschen« und der Holland Grove. Bitte

melden Sie sich bei Dr. Watson, 221B Baker Street, heute abend zwischen acht und neun Uhr.«

»Sie müssen entschuldigen, daß ich Ihren Namen benutzt habe«, sagte er. »Wenn ich die Anzeige unter meinem eigenen Namen aufgegeben hätte, könnte einer von diesen Schafsköpfen etwas merken und uns die ganze Sache verderben.«

»Das ist ganz in Ordnung so«, sagte ich. »Aber nehmen wir einmal an, es kommt jemand vorbei — ich habe gar keinen Ring.«

»O doch, Sie haben einen«, sagte er und überreichte mir einen Ring. »Dieser hier wird's tun, er sieht dem anderen ziemlich ähnlich.«

»Und wer, glauben Sie, soll auf die Anzeige antworten?«

»Na, der Mann in dem braunen Mantel natürlich, unser Freund mit dem frischen Gesicht und den breiten Füßen. Wenn er nicht selber kommt, dann schickt er einen Komplizen.«

»Würde ihm das nicht zu gefährlich erscheinen?«

»Kein bißchen. Wenn ich den Fall richtig überblicke, dann habe ich guten Grund anzunehmen, daß dieser Mann lieber eine ganze Menge riskiert, bevor er diesen Ring verliert. Ich nehme an, daß er den Ring verloren hat, als er sich über Drebbbers Leiche gebeugt hat und hat den Verlust im Augenblick nicht bemerkt. Nachdem er das Haus verlassen hat, merkte er es jedoch und eilte zurück. Aber da war die Polizei bereits an Ort und Stelle, denn dummerweise hatte er selber die Kerze brennen lassen. So mußte er den Betrunkenen spielen, um den Verdacht von sich abzulenken, der durch sein Auftauchen an der Gartenpforte hätte erweckt werden können. Nun versetzen Sie sich einmal an die Stelle dieses Mannes. Er wird die Sache überdacht haben und auf den Gedanken gekommen sein, daß er den Ring auf der Straße verloren hat. Er wird doch sicherlich eifrig die Zeitungen durchsuchen und sehen, ob da zwischen den Fundsachen etwas steht. Natürlich fallen seine Augen auf diese Anzeige. Er ist überglücklich. Warum sollte er eine Falle vermuten? In seinen Augen wird es keinen Grund geben, den Ring mit dem Mord in Verbindung zu bringen. Er wird kommen. Sie werden ihn innerhalb der nächsten Stunde sehen.«

»Und dann?« fragte ich.

»Mit ihm fertig zu werden, können Sie mir überlassen. Haben Sie eine Waffe?«

»Dann sollten Sie sie jetzt reinigen und laden. Ich glaube, er ist ein Mensch, der in der Verzweiflung zu allem fähig ist. Ich werde ihn zwar überrumpeln, aber wir müssen trotzdem mit allem rechnen.«

Ich ging in mein Schlafzimmer und tat, wie er mir gesagt hatte. Als ich mit der Pistole zurückkam, war der Tisch abgedeckt, und Holmes ging seiner Lieblingsbeschäftigung nach. Er kratzte auf der Geige.

»Der Plot verdichtet sich«, sagte er, als ich eintrat. »Ich habe gerade Antwort auf mein Telegramm nach Amerika bekommen. Meine Vermutung über diesen Fall war richtig.«

»Und was haben Sie vermutet?« fragte ich eifrig.

»Meine Geige braucht ein paar neue Saiten«, bemerkte er. »Stecken Sie die Pistole in die Tasche. Wenn der Mann kommt, reden Sie ganz normal mit ihm. Den Rest überlassen Sie mir. Und erschrecken Sie ihn nicht, indem Sie ihm zu sehr ins Gesicht starren.«

Ich blickte auf die Uhr. »Jetzt ist es acht«, sagte ich.

»Ja, vermutlich wird er in ein paar Minuten hier sein. Öffnen Sie die Tür einmal ein wenig. So, das genügt. Nun stecken Sie den Schlüssel auf die Innenseite. Danke! — Dies hier ist ein seltsames altes Buch. Ich habe es gestern in der Buchhandlung entdeckt -De Jure inter Gentes —, in lateinischer Sprache herausgebracht von Liege in den Lowlands im Jahre 1642. Als dieses kleine braune Buch gedruckt wurde, trug Charles seinen Kopf noch auf den Schultern.«

»Wer war der Verleger?«

»Philippe de Croy — wer immer das gewesen sein mag. Auf der ersten Seite ist in sehr verblaßter Schrift zu lesen? »Exlibris Guliolmi Whyte«, ich frage mich, wer dieser William Whyte gewesen ist. Ich nehme an, irgendein praktizierender Jurist aus dem siebzehnten Jahrhundert. Seine Schrift sieht irgendwie nach der eines Juristen aus — ich glaube, da kommt unser Mann.«

Während er noch sprach, hatte unsere Klingel scharf geläutet. Sherlock Holmes erhob sich leise und rückte seinen Stuhl mehr in die Nähe der Tür. Wir hörten, wie das Dienstmädchen den Flur entlang ging und dann das scharfe Klicken, als der Riegel zurückgeschoben wurde und gleich darauf die Tür geöffnet wurde.

»Wohnt hier ein Dr. Watson?« fragte eine klare, aber harte Stimme. Wir konnten nicht verstehen, was das Mädchen antwortete, aber die Tür wurde geschlossen und jemand stieg die Treppe empor. Die Schritte hörten sich ungewiß und schlurfend an. Ein überraschter Ausdruck huschte über das Gesicht meines Freundes, als er auf diese Schritte hörte. Langsam kamen sie den Flur entlang. Dann wurde zaghaft an der Tür geklopft.

»Herein!« rief ich.

Auf meinen Ruf trat nicht der wilde Mann, den wir erwartet hatten, sondern eine sehr alte, verhutzelte Frau in die Wohnung geschlurft. Sie schien von dem Licht in unserem Zimmer geblendet zu sein, denn, nachdem sie vor uns geknickt hatte, stand sie da und blinzelte aus Augen, die sich nicht so schnell an das Licht gewöhnen können. Mit nervösen, zittrigen Händen suchte sie in ihrer Tasche herum. Ich blickte zu meinem Kameraden herüber. Er sah so verdattert und enttäuscht aus, daß ich Mühe hatte, das Gesicht zu wahren und nicht in Gelächter auszubrechen.

Die alte Krähe zog eine Abendzeitung aus der Tasche und wies auf unsere Anzeige. »Dies hier hat mich zu Ihnen geführt, meine guten Herren, >Ein goldener Ehering in Brixton Road gefundene Er gehört meiner Tochter Sally, die jetzt etwa ein Jahr verheiratet ist. Ihr Mann ist Steward auf einem Schiff der Union und wenn er nach Hause kommt und sieht, daß sie seinen Ring verloren hat, dann weiß ich nicht, was er mit ihr macht. Er behandelt sie so schon ziemlich schlecht, besonders, wenn er getrunken hat. Bitte, seien Sie so gut! Sie ging gestern mit jemandem zum Zirkus...«

»Ist das der Ring?« fragte ich.

»Dem Herrn sei Dank!«, rief die alte Frau. »Sally wird heute abend die glücklichste Frau der Welt sein. Das ist der Ring.«

»Und wie ist Ihre Adresse?« fragte ich und griff nach einem Bleistift.

»Duncan Street 13, Houndsditch. Ein mühsamer Weg bis hierher.«

»Brixton Road liegt aber nicht zwischen einem Zirkus und Houndsditch«, sagte Sherlock Holmes scharf.

Die alte Frau fuhr herum und blickte ihn kühn aus ihren rotgeränderten Augen an. »Der Herr hat mich nach meiner Adresse gefragt«, sagte sie. »Sally wohnt zur Untermiete in Mayfield Place 3, Peckham.«

»Und wie ist Ihr Name?«

»Mein Name ist Sawyer — ihrer ist Dennis, Tom Dennis hat sie geheiratet —, und er ist ein tüchtiger, sauberer Bursche, solange er auf See ist. In der ganzen Gesellschaft gibt es keinen tüchtigeren Stewart, aber bei den Frauen und in der Kneipe...«

»Hier ist der Ring, Mrs. Sawyer«, unterbrach ich sie und gehorchte damit einem Zeichen, das mein Freund mir gegeben hatte. »Ich bin herzlich froh, daß ich ihn seinem rechtmäßigen Eigentümer zurückerstatten kann.«

Mit einem gemurmelten Segen und übertriebener Dankbarkeit steckte die alte Krähe ihn in die Tasche und schlurfte die Treppe herunter. Kaum war sie draußen, da sprang Holmes auf und rannte in sein Schlafzimmer. Ein paar Minuten später kam er, angetan mit Hut und Mantel wieder.

»Ich werde ihr folgen«, sagte er eilig. »Sie muß sein Komplize sein und wird uns zu ihm führen. Bleiben Sie auf, bis ich wiederkomme.« Kaum war die Haustür hinter der alten Frau zugeschlagen, als Holmes auch schon die Treppe herunter lief. Ich blickte aus dem Fenster und sah sie mühsam auf der anderen Straßenseite dahingehen, während ihr Verfolger sich ein Stückchen hinter ihr hielt. »Entweder stimmt die ganze Theorie nicht«, dachte ich mir, »oder sie führt ihn jetzt zu des Rätsels Lösung.« Er hätte es nicht nötig gehabt, mich zu bitten, auf ihn zu warten, denn es wäre mir nicht möglich gewesen, auch nur ein Auge zuzutun, bevor ich nicht das Ergebnis seines Abenteuers gehört hätte.

Als er losgegangen war, ging es auf 9 Uhr zu. Ich hatte keine Ahnung, wie lange er wegbleiben würde, und so saß ich da, rauchte meine Pfeife und blätterte Henri Murgers >Vie de Boheme< durch. Zehn Uhr ging vorbei und ich hörte die Schritte des Dienstmädchens, die sich für die Nacht zurückzog. Um elf Uhr kamen die energischen Schritte unserer Wirtin vorbei, die ebenfalls zu Bett ging. Es ging auf zwölf Uhr zu, als ich endlich das scharfe Geräusch des Hausschlüssels hörte. Im selben Augenblick, als er ins Zimmer trat, war mir klar, daß seine Jagd erfolglos gewesen war. Sein Gesicht spiegelte den Kampf wider, den Ärger und Vergnügtheit miteinander auszufechten schienen, bis die Vergnügtheit schließlich siegte und er in herzliches Gelächter ausbrach.

»Um nichts in der Welt darf Scotland Yard von diesem Stückchen erfahren!« rief er und ließ sich in seinen Sessel fallen. »Ich habe sie so oft und ausgiebig geärgert, daß sie mich diese Blamage bis an mein Lebensende nicht vergessen lassen würden. Ich kann es mir aber leisten, jetzt zu lachen, denn eines Tages werde ich mit ihnen quitt sein. Das weiß ich gewiß.«

»Was ist denn geschehen?« fragte ich.

»Oh, es macht mir nichts aus, eine Geschichte zu erzählen, in der ich selber gar nicht gut wegkomme. Diese komische Alte war ein Stückchen gegangen, als sie plötzlich zu hinken begann. Es sah aus, als täten ihr die Füße weh. Schließlich hielt sie an und winkte eine Droschke heran, die gerade vorüber fuhr. Ich schaffte es, ziemlich dicht in ihrer Nähe zu sein, denn ich wollte die Adresse hören, die sie dem Kutscher gab. Aber ich hätte mir gar keine solche Mühe machen brauchen. »Fahren Sie mich nach Duncan Street 13, Houndsditch!« rief sie laut genug. >Es sieht ja beinahe so aus, als ob sie ehrlich ist< dachte ich mir. Als ich sicher war, daß sie eingestiegen war, hab ich mich hintendran gehängt. Das ist eine Kunst, die jeder Detektiv beherrschen sollte. Na, wir ratteten daher und hielten nicht ein einziges Mal an, bis wir zu der fraglichen Straße kamen. Ich hüpfte also herunter, bevor wir zu der Hausnummer kamen und bummelte wie ein Spaziergänger die Straße herunter. Ich sah zu, wie die Droschke anhielt. Der Kutscher sprang herunter. Ich sah, wie er die Tür öffnete und dastand, als erwarte er etwas. Nichts passierte jedoch. Ich kam näher. Er suchte inzwischen die leere Kutsche ab und war so wütend, daß er die beste Kollektion von Flüchen hervorstieß, die ich seit langem gehört habe. Keine Spur von einem Fahrgast. Ich glaube, es wird ein bißchen dauern, bis er zu seinem Fahrgeld kommt. Als wir uns nach Nr. 13 erkundigten, erfuhren wir, daß das Haus von einem respektablen Tapezierer namens Keswick bewohnt war und die Namen Sawyer und Dennis in der ganzen Straße nicht bekannt waren.«

»Wollen Sie damit sagen«, rief ich voller Staunen, »daß eine klapprige alte Frau es schafft, aus einer Droschke zu springen, während diese in voller Fahrt ist? Und das alles, ohne daß Sie oder der Kutscher etwas gemerkt haben?«

»Zum Teufel mit >alte Frau!«, sagte Holmes wütend. »Wir waren die alten Weiber, daß wir uns so einseifen ließen. Es muß ein junger Mann gewesen sein, ein sportlicher noch dazu und ein unvergleichliches Schauspielertalent hatte er ebenfalls. Ganz ohne Zweifel hat er gemerkt, daß ich ihm gefolgt bin. Und so benutzte er sein Können, um uns zu entwischen. Der Mann, hinter dem wir her sind, arbeitet nicht allein, wie ich mir das bisher vorgestellt habe. Er hat Freunde, die immerhin einiges für ihn aufs Spiel setzen. — Nun, Doktor, Sie sehen erschöpft aus. Sie sollten meinen Rat befolgen und sich schleunigst ins Bett begeben.«

Ich war ganz gewiß erschöpft und so folgte ich seinem Vorschlag. Holmes blieb vor dem glimmenden Kaminfeuer sitzen. Während seiner langen Nachtwache hörte ich das dunkle, melancholische Klagen seiner Geige.

Ich wußte, daß er immer noch über dem Rätsel brütete, das zu lösen er sich zur Aufgabe gemacht hatte.

6. KAPITEL

Tobias Gregson zeigt, was er kann

Am nächsten Morgen waren die Zeitungen voll von dem >Brixton Rätsel<, wie sie es nannten. Alle berichteten lang und breit von der Affäre; einige hatten sie sogar in ihren Leitartikeln. Es gab auch Informationen, die mir neu waren. In meinem Tagebuch befinden sich immer noch Zeitungsausschnitte und Notizen, die sich mit diesem Fall befassen. Hier ist eine kleine Auswahl davon.

Der >Daily Telegraph< bemerkte, daß es in der ganzen Kriminalgeschichte selten einen Fall mit tragischeren Umständen gegeben hätte. Der deutsche Name des Opfers, das Nichtvorhandensein eines Motives und die grausige Inschrift an der Wand - all das wies auf die Tat eines politischen Flüchtlings oder eines Revolutionärs hin. Die Sozialisten hätten viele Vereinigungen in Amerika und der Verstorbene war ohne Zweifel mit ihren ungeschriebenen Gesetzen in Konflikt geraten. Darum hätten sie ihn bis hierher verfolgt. Es wurde auf das Femgericht, die Aqua Tofane, Carbonari, den Marchioness de Brinvilliers und die Darwinia-Theorie hingewiesen. Zum Schluß warnte der Artikel die Regierung und schlug vor, alle Fremden in England strenger zu kontrollieren.

Der >Standard< kommentierte die Tatsache, daß es gesetzlose Übergriffe meistens unter der Regierung der Liberalen gab. Sie stiegen aus dem unruhigen Geist der Massen auf und ihre Folge sei die Schwächung der Autorität. Der Verstorbene war ein amerikanischer Staatsbürger, der ein paar Wochen in der englischen Metropole residiert hatte. Er hatte im Gästehaus von Madame Charpentier in Torquay Terrace, Camberwell, gewohnt. Er wurde begleitet von seinem Privatsekretär, Mr. Joseph Stangerson. Die zwei hätten sich am Dienstag, dem 4. d. M. von ihrer Wirtin verabschiedet, um sich zum Bahnhof Euston zum Liverpool Express zu begeben. Man hätte die zwei Herren hinterher am Bahnhof gesehen. Was zwischen diesem Zeitpunkt und dem, da man Mr. Drebbers Leiche in einem einsamen Hause in der Brixton Road, viele Meilen vom Bahnhof Euston entfernt fand, geschehen sei, wisse niemand. Wie er dort hingekommen und auf welche Weise der Tod ihn ereilt habe, sei noch ein ungeklärtes Rätsel. Ebenso wisse niemand etwas vom Verbleib Stangersons. Man freute sich jedoch, mitteilen zu können, daß Mr. Lestrade und Mr. Gregson von Scotland Yard mit dem Fall beschäftigt seien. Man sei sehr zuversichtlich, daß diese beiden wohlbekannten Polizeichefs sehr schnell Licht in die Sache bringen würden.

Die >Daily News< stellte fest, daß es überhaupt keinen Zweifel daran gäbe, daß das Verbrechen politischer Natur sei. Die Unterdrückung und der Haß auf den Liberalismus, der von vielen kontinentalen Regierungen praktiziert würde, triebe viele Menschen nach England, die unter normalen Umständen friedliche Bürger gewesen wären, wenn sie bei allem, was sie zu leiden gehabt hätten, nicht bitter geworden wären. Bei diesen Menschen gäbe es einen Ehrenkodex, dessen Übertreten mit dem Tode bestraft würde. Es müßte jede Anstrengung unternommen werden, Stangerson, den Sekretär Drebbers zu finden, um einiges über die Lebensgewohnheiten des Toten zu erfahren. Ein großer Schritt in die richtige Richtung sei gemacht worden, als Mr. Gregson von Scotland Yard die Adresse des Gästehauses festgestellt habe.

Sherlock Holmes und ich lasen diese Artikel beim Frühstück. Sie schienen ihm großes Vergnügen zu bereiten.

»Ich habe Ihnen doch gesagt, daß, was immer auch passieren wird, Lestrade und Gregson den Gewinn einstecken.«

»Es kommt noch darauf an, wie die Sache ausläuft.«

»O vielen Dank! Aber das tut überhaupt nichts zur Sache. Wenn man den Mann kriegt, dann wird es durch ihre Umsicht geschehen sein; wenn er entwischt, ist es wiederum trotz ihrer Umsicht geschehen. Die Frage ist nicht, ob sie oder ich gewinnen oder verlieren. Was immer auch geschieht - sie werden den Applaus bekommen. >Un sot trouve un plus sot qui l'admire<.«

»Was ist denn da los!« rief ich aus, denn in diesem Augenblick

war das Getrampel vieler Füße unten in der Halle und dann auf der Treppe zu hören, begleitet von dem laut geäußerten Ärger und Protest von Seiten unserer Wirtin.

»Das ist die Baker Street-Abteilung der Polizei-Macht«, sagte mein Freund vergnügt. Im nächsten Augenblick stürzten zum Zimmer hinein ein halbes Dutzend der dreckigsten und zerlumptesten Straßenkinder, die ich je in meinem Leben gesehen habe.

»Aufgepaßt!« rief Holmes in scharfem Ton und sechs kleine Vagabunden standen in der Reihe wie schlecht aufgestellte Statuetten. »In Zukunft wird Wiggins alleine heraufkommen und seinen Bericht geben. Ihr anderen wartet auf der Straße. — Hast du etwas herausgefunden, Wiggins?«

»Nein, Sir, das haben wir nicht«, sagte einer der Jugendlichen.

»Ich habe es auch fast nicht erwartet. Aber ihr müßt dranbleiben, bis ihr es findet. Und hier ist euer Lohn.«

Er gab jedem von ihnen einen Schilling. »Nun fort mit euch und kommt das nächste Mal mit einem besseren Bericht wieder!«

Er winkte mit der Hand, und sie stoben die Treppe herunter, wie ein Rudel Ratten. Einen Augenblick später hörten wir ihre hohen, schrillen Stimmen auf der Straße.

»Jeder einzelne dieser kleinen Vagabunden tut mehr für mich als ein halbes Dutzend Polizisten«, bemerkte Holmes. »Der Anblick eines offiziell aussehenden Beamten verschließt den Leuten den Mund. Diese Jungen aber sind überall und sehen alles. Sie sind äußerst gewitzt. Alles, was man zu tun hat, ist, daß man ihnen genau anweist, was sie tun sollen.«

»Haben Sie sie denn für den Brixton-Fall eingesetzt?« fragte ich.

»Ja, es gibt da nämlich gewisse Dinge, über die ich mir Gewißheit verschaffen möchte. Es ist alles nur eine Frage der Zeit. Hallo, jetzt kriegen wir mehr Neuigkeiten, als wir gedacht haben. Gregson kommt die Straße herunter, auf dem Weg zu uns, nehme ich an. Die Seligkeit steht ihm im Gesicht geschrieben. Jawohl, er hält an. Da ist er auch schon.«

Die Klingel wurde sehr heftig gezogen. Ein paar Augenblicke später stürmte der blonde Detektiv die Treppe herauf, er schien drei Stufen auf einmal zu nehmen, und stürzte zu uns ins Wohnzimmer hinein.

»Mein lieber Freund«, rief er und schüttelte Holmes' Hand, der den Druck jedoch nicht erwiderte, »Sie dürfen mir gratulieren. Ich habe den ganzen Fall ans Tageslicht gebracht.« Ein ärgerlicher Schatten huschte über das ausdrucksvolle Gesicht meines Freundes.

»Wollen Sie damit sagen, daß Sie auf der richtigen Fährte sind?« fragte er.

»Wieso richtige Fährte, Sir. Wir haben ihn hinter Schloß und Riegel.«

»Und wer ist er?«

»Arthur Charpentier, Leutnantsanwärter in der königlichen Marine«, rief Gregson angeberisch, warf sich in die Brust und rieb sich die fetten Hände.

Holmes seufzte erleichtert auf und sein Gesicht entspannte sich zu einem Lächeln.

»Nehmen Sie Platz und versuchen Sie eine von diesen Zigarren?«, sagte er. »Wir sind neugierig. Wie haben Sie das bloß geschafft? Möchten Sie einen Whisky mit Wasser?«

»Ich hätte nichts dagegen«, sagte der Detektiv. »Die furchtbaren Anspannungen der letzten Tage haben mit ziemlich zugesetzt. Es war nicht so sehr die körperliche wie die geistige Anstrengung. Sie werden das verstehen, Mr. Holmes, denn Sie sind ja auch ein geistiger Arbeiter.«

»Sie tun mir zuviel Ehre an«, sagte Holmes ruhig. »Lassen Sie uns jetzt hören, wie Sie zu Ihrem ausgezeichneten Ergebnis gekommen sind.«

Der Detektiv ließ sich in den Sessel fallen und paffte zufrieden an seiner Zigarre. Dann schlug er sich plötzlich amüsiert auf die Schenkel.

»Der Spaß an der Sache ist«, rief er, »daß dieser Dummkopf Lestrade, der sich selbst für so klug hält, der völlig falschen Fährte gefolgt ist. Er ist hinter dem Sekretär Stangerson her, der mit dem Verbrechen nicht mehr zu tun hat wie ein neugeborenes Kind. Ich bezweifle nicht, daß er ihn inzwischen gefaßt hat.«

Die Vorstellung reizte Gregson so, daß er nahezu vor Lachen erstickte.

»Und wie sind Sie auf die richtige Spur gekommen?«

»Ah, ich werde Ihnen das natürlich alles der Reihe nach erzählen. Aber natürlich muß es ganz unter uns bleiben, Dr. Watson. Die erste Schwierigkeit, die uns zu schaffen machte, war die Frage nach der Vergangenheit der beiden Amerikaner. Andere hätten an meiner Stelle erst einmal abgewartet, bis jemand auf ihre Zeitungsanzeige antwortet oder daß irgendwelche Zeugen freiwillig kommen und mit Informationen herausrücken. Aber das ist nicht die Art, wie Tobias Gregson zu Werke geht. Erinnern Sie sich an den Hut, der neben dem Toten lag?«

»Ja«, sagte Holmes, »von Underwood und Söhnen, Camberwell Road 129.«

Gregson sah weniger siegessicher aus.

»Ich hatte keine Ahnung, daß Sie das auch bemerkt haben«, sagte er. »Sind Sie dort gewesen?«

»Nein.«

»Ha«, rief Gregson erleichtert aus. »Sie sollten niemals etwas unbeachtet lassen, wie unbedeutend die Sache auch scheinen mag.«

»Für einen großen Geist gibt es nichts Unbedeutendes«, entgegnete Holmes ruhig.«

»Nun, ich ging jedenfalls zu diesem Underwood und erkundigte mich, ob er einen Hut von dieser Größe und Beschreibung verkauft habe. Er sah in seinen Büchern nach und fand es auch sogleich. Er hatte den Hut an einen Mr. Drebber gesandt, der in Charpentiers Gästehaus an der Torquay Terrace wohnte. So habe ich die Adresse bekommen.«

»Tüchtig, sehr tüchtig!« murmelte Holmes.

»Mein nächster Besuch galt Madame Charpentier«, fuhr der Detektiv fort. »Sie sah recht blaß und bekümmert aus. Ihre Tochter war ebenfalls da — ein ungewöhnlich hübsches Mädchen. Sie hatte rotgeweinte Augen und ihre Lippen bebten, als ich mit ihr sprach. Das ist meiner Aufmerksamkeit nicht entgangen. Ich begann Lunte zu riechen. Sie kennen das Gefühl, Mr. Sherlock Holmes, wenn man schließlich auf die richtige Spur kommt — es ist ein richtiger Nervenkitzel. >Haben Sie von dem rätselhaften Tod Ihres Gastes, Mr. Enoch J. Drebber aus Cleveland gehört?< fragte ich. Die Mutter nickte. Sie schien nicht in der Lage, auch nur ein Wort herauszubringen. Die Tochter brach in Tränen aus. Es wurde mir immer klarer, daß diese Leute mehr von der Sache wußten.

>Um wieviel Uhr hat Mr. Drebber das Haus verlassen, um zum Bahnhof zu fahren?< fragte ich.

>Um acht Uhr<, sagte sie und schluckte, um mit der Erregung fertig zu werden. >Sein Sekretär, Mr. Stangerson, sagte, es gäbe zwei Züge, einen um 9.15 Uhr und einen um 11. Sie wollten den ersteren nehmen.<

>Und das war das letzte, was Sie von ihm gesehen haben?<

Das Gesicht der Frau hatte sich auf schreckliche Weise verändert, als ich das fragte. Sie wurde leichenblaß, und es dauerte ein paar Sekunden, bis sie das einfache Wort >ja< herausgebracht hatte. Und das klang rau und gepreßt.

Einen Augenblick lang schwiegen wir alle. Doch dann sprach die Tochter mit ruhiger, klarer Stimme. >Aus einer Lüge kann nichts Gutes kommen, Mutter. Wir wollen dem Herrn gegenüber ehrlich sein. Wir haben Mr. Drebber noch einmal gesehen.<

>Der Himmel möge dir vergeben< rief Madame Charpentier weinend, rang die Hände und sank in den Sessel. >Du hast deinen Bruder umgebracht<

>Arthur wäre es bestimmt lieber, wenn wir die Wahrheit sagen<, antwortete das Mädchen fest.

>Es ist wohl jetzt besser, wenn Sie mir alles der Reihe nach erzählen<, sagte ich, >halbe Geständnisse sind schlimmer als gar keine. Außerdem wissen Sie nicht, wieviel uns bereits bekannt ist.<

>Du trägst die Verantwortung für alles, Alice !< rief die Mutter und wandte sich mir zu. >Ich werde Ihnen jetzt alles erzählen, Sir. Ich habe Angst um meinen Sohn. Aber diese Angst kommt nicht daher, daß ich meine, daß er in diese böse Sache verwickelt sein könnte. Er ist völlig unschuldig. Meine große Sorge ist nur, daß er in Ihren Augen als verdächtig erscheinen könnte, obwohl das eigentlich unmöglich ist. Sein nobler Charakter, sein Beruf und sein untadeliges Vorleben würden das nicht zulassen!<

>Es ist das beste, wenn Sie mir frei und ohne Umschweife berichten, was sich zugetragen hat<, sagte ich. >Wenn Ihr Sohn unschuldig ist, wird ihm nichts geschehen, verlassen Sie sich darauf.<

>Alice, vielleicht läßt du mich besser jetzt mit dem Herrn alleine<, sagte sie, und die Tochter zog sich zurück. >Nun, Sir<, fuhr sie fort, >ich hatte nicht vor, Ihnen dies alles zu erzählen. Aber da meine Tochter schon einmal damit angefangen hat, bleibt mir keine andere Wahl. Da ich mich nun einmal zum Reden entschlossen habe, werde ich keine Einzelheit auslassen.<

>Da tun Sie sehr weise dran<, sagte ich.

>Mr. Drebber hat nahezu drei Wochen bei uns gewohnt. Er und sein Sekretär, Mr. Stangerson, waren auf einer Europareise. Ich sah noch Aufkleber aus Kopenhagen auf jedem ihrer Koffer, woraus ich entnahm, daß sie dort wohl zuletzt gewesen sind. Stangerson war ein stiller, zurückhaltender Mann, aber sein Brotherr, das muß ich zu meinem Leidwesen sagen, war genau das Gegenteil. Er hatte schlechte Gewohnheiten und benahm sich grob und brutal. Schon am Abend nach seiner Ankunft betrank er sich schrecklich und tatsächlich war er nach 12 Uhr mittags kaum noch nüchtern. Den Dienstmädchen gegenüber nahm er sich viele Freiheiten heraus. Aber am schlimmsten für uns war, daß er das gleiche Benehmen bald auch meiner Tochter Alice gegenüber an den Tag legte. Mehr als einmal hat er sie auf eine recht eindeutige Weise angesprochen. Aber das arme Mädchen ist so unschuldig, daß sie das zu ihrem Glück nicht verstand. Einmal packte er sie mit Gewalt und nahm sie in die Arme, was sogar seinen Sekretär so empörte, daß er sich veranlaßt sah, ihm Vorhaltungen zu machen.<

>Aber wie konnten Sie das alles nur zulassen?< fragte ich. >Ich nehme an, daß Sie Ihre Gäste auch loswerden können, wenn Sie ihnen nicht zusagen.< Bei dieser unverblühten Frage errötete Mrs. Charpentier. >Ich wünschte von Herzen, daß ich ihm noch am Abend nach seiner Ankunft den Laufpaß gegeben hätte<, sagte sie. >Aber es war eine große Versuchung. Sie zahlten jeder ein Pfund pro Tag — das waren vierzehn Pfund pro Woche, und das in diesen flauen Zeiten. Ich bin Witwe und mein Sohn ist in der Marine und hat eine Menge gekostet. Ich konnte es nicht über mich bringen, auf das Geld zu verzichten. Ich habe gehandelt, wie es mir richtig erschien. Dieses letzte Stück jedoch war zuviel, und ich habe ihn gebeten, mein Haus aus diesem Grunde zu verlassen. Deshalb ist er ausgezogene

>Und dann?<

>Als ich sah, wie er davonfuhr, fiel mir ein Stein vom Herzen. Mein Sohn ist gerade auf Urlaub hier, aber ich erzählte ihm nichts von diesen unangenehmen Dingen, denn er hat ein aufbrausendes Temperament und liebt seine Schwester über alles. Als ich die Tür hinter ihnen schloß, war eine Riesenlast von meiner Seele genommen. Aber ach, in weniger als einer Stunde klingelte es wieder an unserer Haustür, und man sagte mir, Mr. Drebber sei zurückgekommen. Er war offensichtlich betrunken und sehr erregt. Er drängte sich in das Zimmer, in dem meine Tochter und ich saßen, und behauptete, nicht recht glaubwürdig, daß er seinen Zug verpaßt habe. Er wandte sich dann an Alice und machte ihr in meiner Gegenwart den Vorschlag, mit ihm zu fliehen. >Du bist erwachsen< sagte er, >es gibt kein Gesetz, das dich aufhalten könnte. Ich habe Geld genug, mehr als genug. Mach dir nichts aus deiner Alten und komm auf der Stelle mit mir. Du sollst auch wie eine kleine Prinzessin leben. <

Die arme Alice hatte solche Angst, daß sie vor ihm zurückwich. Aber er packte sie beim Handgelenk und versuchte, sie zur Tür zu ziehen. Ich schrie auf und das holte meinen Sohn Arthur zu uns ins Zimmer. Was dann passierte, weiß ich nicht. Ich hörte Flüche und undeutliche Geräusche wie von einem Handgemenge. Aber ich hatte zuviel Angst, um auch nur den Kopf zu heben. Als ich schließlich aufsaß, stand Arthur im Türrahmen und lachte. Einen dicken Stock hielt er in der Hand. >Ich glaube nicht, daß dieser feine Herr uns noch einmal belästigen wird<, sagte er. >Ich werde mal hingehen und sehen, was aus ihm geworden ist.<

>Mit diesen Worten nahm er seinen Hut und ging die Straße hinunter. Am nächsten Morgen hörten wir von dem rätselhaften Tod des Mr. Drebber.<

Diese Aussage kam schweratmend und stockend von Mrs. Carpentiers Lippen. Manchmal sprach sie so leise, daß ich ihre Worte kaum verstand. Ich machte mir jedoch von dem ganzen Gespräch stenographische Notizen.«

»Das ist wirklich alles sehr aufregend«, sagte Holmes mit einem Gähnen. »Und was passierte danach?«

»Als Mrs. Charpentier eine ihrer längeren Pausen machte, war mir klargeworden, daß der ganze Fall sich um einen einzigen Punkt drehte«, fuhr der Detektiv fort. »Ich sah ihr scharf ins Auge — ich habe gefunden, daß das bei Frauen immer gut wirkt — und dann fragte ich sie, wann ihr Sohn heimgekehrt ist.

>Ich weiß es nicht<, antwortete sie.

>Sie wissen es nicht?<

>Nein, er hat seinen eigenen Hausschlüssel, mit dem er ins Haus kommt.<

>Kam er, nachdem Sie schon ins Bett gegangen waren?<

>Ja.<

>Wann sind Sie ins Bett gegangen?<

>Um elf Uhr herum.<

>So war Ihr Sohn mindestens zwei Stunden unterwegs?<

>Ja.<

Möglicherweise auch vier oder fünf Stunden ?<

>Ja.<

>Und was hat er während dieser Zeit gemacht?<

>Ich weiß es nichts antwortete sie und wurde ganz weiß im Gesicht. Natürlich gab es nun keinen Zweifel mehr, was ich zu tun hatte. Ich fand heraus, wo Leutnant Charpentier sich befand, nahm zwei Polizisten mit und verhaftete ihn. Als ich ihm auf die Schulter tippte und ihn bat, uns unauffällig zu folgen, da sagte er frech und unverfroren: >Ich nehme an, Sie wollen mich verhaften, weil Sie meinen, ich hätte etwas mit dem Tod dieses Schurken Drebber zu tun.<

Wir hatten ihm aber nichts gesagt. So erschien uns diese Bemerkung ziemlich verdächtig.«

»Sehr!« sagte Holmes.

»Er hatte noch immer den dicken Knüppel bei sich, den er mitnahm, als er Drebber folgte, wie seine Mutter uns erzählte. Es war ein solider, dicker Eichenknüppel.«

»Wie lautet Ihre Theorie?«

»Nun ja, meine Theorie ist folgende: Er folgte Drebber bis zur Brixton Road. Als sie dort angelangt waren, brach neuer Streit zwischen ihnen aus. Es kam zu einem Handgemenge, in dem Drebber Stockschläge erhielt, vielleicht in die Magengrube, das ihn tötete, ohne Spuren zu hinterlassen. Das Wetter war an diesem Abend sehr unfreundlich und naß. Niemand war auf der Straße. So konnte Charpentier sein Opfer bequem in das leere Haus schleppen. Was die Kerze anbelangt und das Blut und die Schrift an der Wand und den Ring — das können Tricks gewesen sein, um die Polizei auf die falsche Fährte zu locken.«

»Sehr gut gemacht!« sagte Sherlock Holmes anerkennend, »wirklich, Gregson, Sie kommen voran. Sie werden es noch zu etwas bringen.«

»Ich bilde mir ein, daß ich saubere Arbeit geleistet habe«, antwortete der Detektiv stolz. »Der junge Mann bestand darauf, vernommen zu werden. Er gab zu Protokoll, daß er Drebber eine Weile gefolgt sei. Der habe es allerdings gemerkt und, um seinen Verfolger abzuschütteln, habe er sich eine Kutsche genommen. Auf seinem Heimweg hätte er dann einen alten Kameraden getroffen, mit dem er dann einen langen Spaziergang unternommen hätte. Auf unsere Frage nach der Adresse seines Kameraden bekamen wir allerdings wieder keine zufriedenstellende Antwort. Ich glaube, in diesem Fall fügt sich jetzt alles gut zusammen. Am meisten amüsiert mich der Gedanke, wie Lestrade auf der falschen Fährte weitermacht. Ich fürchte, er wird nicht viel herausbekommen. Nanu, bei Gott, da ist der Mann doch tatsächlich in Person.«

Es war tatsächlich kein anderer als Lestrade, der die Treppen heraufgestiegen war und, während wir noch redeten, zur Zimmertür hereintrat. Seine Selbstsicherheit und Flottheit, die er sonst immer in Gehabe und Kleidung zur Schau stellte, ließen jedoch zu wünschen übrig.

Sein Gesicht hatte einen besorgten, ja verstörten Ausdruck. Seine Kleider waren unordentlich und schlampig. Ganz offensichtlich war er gekommen, um sich mit Sherlock Holmes zu beraten, denn als er seinen Kollegen bemerkte, schien er verlegen und peinlich berührt zu sein. Er stand mitten im Zimmer, spielte nervös mit seinem Hut und wußte nicht recht, was er tun sollte. »Dies ist wirklich ein höchst seltsamer Fall«, sagte er schließlich.

»Ach, finden Sie das, Lestrade?« rief Gregson triumphierend.

»Hab ich mir's doch gedacht, daß Sie zu dem Schluß kommen würden. Haben Sie es geschafft, den Sekretär, Mr. Joseph Stangerson aufzuspüren?«

»Der Sekretär, Mr. Joseph Stangerson«, sagte Lestrade ernst, »wurde in der Privat-Pension Halliday heute früh um 6 Uhr ermordet.«

7. KAPITEL

Licht in der Finsternis

Die Nachricht, mit der uns Lestrade begrüßte, kam so plötzlich und unerwartet, daß wir alle drei erst einmal wie erstarrt dsaßen. Dann sprang Gregson auf und stieß dabei den Rest seines Whiskys um. Ich starrte schweigend zu Sherlock Holmes herüber, dessen Lippen aufeinandergepreßt und dessen Brauen über den Augen zusammengezogen waren.

»Stangerson also auch!« murmelte er, »Ein feiner Komplott braut sich da zusammen.«

»Für mich war's auch vorher schon dick genug«, knurrte Lestrade, der sich jetzt setzte. »Sieht aus, als wäre ich hier gerade in einen Kriegsrat hineingeraten.«

»Sind Sie — sind Sie völlig sicher, was diese letzte Nachricht betrifft?« stotterte Gregson.

»Ich komme gerade aus seinem Zimmer«, sagte Lestrade, »ich habe als erster entdeckt, was passiert war.«

»Wir haben gerade den Mordfall aus der Sicht von Mr. Gregson betrachtet«, stellte Sherlock Holmes fest. »Würde es Ihnen etwas ausmachen, uns zu erzählen, was Sie gesehen und gehört haben, Mr. Lestrade?«

»Ich habe nichts dagegen«, sagte Lestrade und setzte sich zurecht. »Ich gebe zu, daß ich der Meinung gewesen bin, Stangerson hätte mit Drebbers Tod etwas zu tun. Diese neue Entwicklung zeigt mir jedoch, daß ich völlig im Irrtum war. Na, ich war von meiner Meinung überzeugt und machte mich also auf den Weg, den Sekretär zu suchen. Man hatte die zwei am Abend des 3. um halb neun Uhr am Bahnhof Euston gesehen. Um zwei Uhr in der Nacht wurde Drebbler in der Brixton Road gefunden. Die Frage beschäftigte mich, was Stangerson in der Zeit von 8.30 Uhr bis zur Stunde des Mordes gemacht hat. Ich telegraphierte nach Liverpool, gab eine Beschreibung des Mannes durch und bat sie, ein Auge auf die auslaufenden Schiffe nach Amerika zu haben. Danach habe ich alle Pensionen und Hotels in der Nähe des Euston-Bahnhofes abgesucht, denn sehen Sie, ich sagte mir, wenn Drebbler und sein Freund sich getrennt hatten, dann war es doch nur natürlich, daß sich Stangerson in der Nähe des Bahnhofs eine Bleibe für die Nacht suchen würde, um so am nächsten Morgen wieder am Bahnhof zu sein.«

»Man kann davon ausgehen, daß sie vorher einen Treffpunkt ausgemacht haben«, bemerkte Holmes.

»Und so war es auch. Ich habe den ganzen gestrigen Abend damit verbracht, Erkundigungen einzuziehen, völlig ohne jeden Erfolg. Heute morgen habe ich dann gleich wieder weitergemacht. Um 8 Uhr stand ich vor der Pension Hallidays in Little George Street. Auf meine Frage, ob ein Mr. Stangerson dort wohne, antwortete man mir mit Ja.

>Gewiß sind Sie der Herr, den er erwartet<, sagten sie. >Schon seit zwei Tagen wartet er auf jemanden.«

>Wo ist er jetzt?< fragte ich.

>Oben in seinem Zimmer. Wahrscheinlich schläft er noch.«

>Ich gehe am besten gleich zu ihm hoch und sehe nach ihm<, sagte ich.

Ich dachte, mein plötzliches Erscheinen könnte ihn ein bißchen aus der Fassung bringen und ihn verleiten, etwas Unbedachtes zu sagen. Der Stiefelputzer war bereit, mir den Weg zu seinem Zimmer zu zeigen. Es war im zweiten Stockwerk, und ein enger Flur führte dorthin. Der Junge wies auf das Zimmer und war schon fast wieder unten, als ich etwas entdeckte.

Und was ich sah, das hat mir beinahe den Magen umgedreht, trotz meiner zwanzigjährigen Erfahrung als Polizist. Unter der Tür schlängelte sich ein schmaler Streifen roten Blutes, der quer durch den Flur floß und vor der Scheuerleiste der anderen Seite eine kleine Pfütze bildete. Ich schrie auf, und das brachte den Stiefelputzer zurück. Die Tür war von innen verschlossen, aber wir stemmten uns mit den Schultern dagegen und drückten sie ein. Das Zimmerfenster war offen. Neben dem Fenster, völlig zusammengekauert, lag ein Mann im Nachthemd. Er war seit einigen Stunden tot, denn seine Glieder waren völlig steif und kalt. Als wir ihn umdrehten, erkannte der Junge den Herrn, der auf den Namen Stangerson das

Zimmer gebucht hatte. Die Todesursache war ein tiefer Stich in die Brust, der das Herz getroffen haben mußte.

Nun aber kommt der merkwürdigste Teil der Geschichte. Was glauben Sie, fand ich über dem Ermordeten an der Wand?»

Mich überlief eine Gänsehaut der Erwartung des Kommenden, noch ehe Sherlock Holmes antwortete:

»Die Worte RACHE in Buchstaben von Blut geschrieben?«

»Das war es«, sagte Lestrade mit bebender Stimme.

Eine Weile schwiegen wir alle. Den Untaten dieser unbekannten Mörder ging Methodisches voraus und waren zugleich so unverständlich, daß man sich den Verbrecher eher wie einen schrecklichen Geist vorstellen konnte. Meine Nerven, die auf dem Schlachtfeld ganz in Ordnung gewesen waren, zitterten, wenn ich daran dachte.

»Der Mörder wurde gesehen«, fuhr Lestrade fort. »Ein Milchjunge kam auf seinem Weg zur Meierei vorbei. Er ging zufällig die schmale Gasse hinunter, die an den Stallungen an der Rückfront des Hotels vorbeiführt. Er bemerkte, daß eine Leiter, die gewöhnlich auf dem Boden lag, gegen eines der Fenster im zweiten Stock gelehnt war. Das Fenster stand weit offen. Nachdem er schon vorbeigegangen war, sah er noch einmal zurück. Ein Mann stieg die Leiter hinunter und das tat er so ruhig und selbstverständlich, daß der Junge ihn für einen Zimmermann oder Tischler hielt, der im Hotel eine Arbeit auszuführen hatte. Zwar meinte der Junge, es sei wohl ziemlich früh für einen Handwerker, mit seiner Arbeit zu beginnen, aber das ging ihn ja nichts an. Nach seiner Erinnerung war der Mann groß, hatte eine rötliche Gesichtsfarbe und trug einen langen braunen Mantel. Nach dem Mord muß er sich noch eine Weile in dem Zimmer aufgehalten haben, denn man fand blutiges Wasser im Waschbecken, wo er sich offensichtlich die Hände gewaschen hatte. Außerdem waren Blutflecken am Laken, wo er wohlüberlegt sein Messer abgewischt haben mußte.«

Die Beschreibung des Mörders stimmte haargenau mit der seinigen überein.

Ich sah zu Holmes herüber. In seinem Gesicht fand sich jedoch kein Ausdruck der Befriedigung.

»Haben Sie in dem Zimmer nichts gefunden, was auf den Mörder hinweisen könnte?« fragte er.

»Nichts. Stangerson hatte Drebbers Brieftasche bei sich. Aber das scheint nichts Ungewöhnliches zu sein, denn er beglich sämtliche Rechnungen. Es waren um die achtzig Pfund drin, die aber unangetastet geblieben sind. Was immer das Motiv für diesen Mord war, Raubmord war es jedenfalls nicht. Papiere oder Aufzeichnungen befanden sich nicht in der Tasche des Ermordeten, ausgenommen ein Telegramm, in Cleveland aufgegeben und einen Monat alt. Es enthielt die Worte: >J. H. ist in Europa.< Diese Nachricht trug weder Unterschrift noch Absenderangabe.«

»Und weiter nichts?« fragte Holmes.

»Nichts Bedeutendes. Ein Roman, den der Mann vor dem Einschlafen gelesen hatte, lag auf dem Bett und seine Pfeife auf dem Stuhl daneben. Auf dem Tisch stand ein Glas Wasser und auf der Fensterbank ein kleines Döschen, das ein paar Pillen enthielt.«

Sherlock Holmes sprang mit einem Jubelruf auf.

»Das letzte Glied!« rief er. »Ich habe alles beisammen.«

Die beiden Detektive starrten ihn voller Staunen an.

»Nun hab ich alle Fäden in der Hand«, sagte mein Freund zuversichtlich. »Das Knäuel ist entwirrt. Es fehlen natürlich noch ein paar Details, die diesem Fall eingefügt werden müssen, aber was die wesentlichen Teile betrifft, bin ich mir völlig sicher. Vom Zeitpunkt an, wo sich Drebber und Stangerson auf dem Bahnhof Euston trennten, bis zur Entdeckung von Stangersons Leiche ist mir nun alles klar, als wenn es vor meinen eigenen Augen geschehen wäre. Ich werde es Ihnen gleich beweisen. Haben Sie diese Pillen an sich genommen?«

»Ich habe sie hier«, sagte Lestrade und zog eine kleine weiße Dose aus der Tasche. »Ich habe die Pillen, das Telegramm und die Brieftasche mitgenommen, weil ich vorhatte, diese Dinge auf der Polizeistation in Verwahrung zu geben. Es ist eigentlich nur einem Zufall zu

verdanken, daß ich die Pillen eingesteckt habe, denn ich muß ehrlich sagen, daß ich ihnen keine größere Wichtigkeit beimesse.«

»Geben Sie sie her«, sagte Holmes. »Nun, Doktor«, wandte er sich an mich, »sind das gewöhnliche Pillen?«

Das waren sie mit Sicherheit nicht. Sie waren von perlgrauer Farbe, klein, rund und beinahe durchsichtig, wenn man sie gegen das Licht hielt. »Da sie sehr leicht und durchsichtig sind, würde ich annehmen, daß man sie in Wasser auflösen kann«, stellte ich fest.

»Genau so ist es«, sagte Holmes. »Würden Sie jetzt bitte hinuntergehen und den armen kleinen Teufel von einem Terrier heraufholen? Das arme Tier ist schon seit längerem krank und unsere Wirtin hat mich gebeten, ihn einzuschläfern.«

Ich ging hinunter und kam mit dem Hund in meinem Arm zurück. Er japste nach Luft und seine febergänzenden Augen zeigten an, daß sein Ende nicht weit war. Tatsächlich bewies seine schneeweiße Schnauze, daß er eigentlich über die übliche Zahl der Hundejahre hinausgelebt hatte. Ich bettete das Tier behutsam auf ein Kissen auf dem Teppich.

»Ich werde diese Tablette nun halbieren«, sagte Holmes, nahm sein Taschenmesser und tat, wie er gesagt hatte. »Die eine Hälfte legen wir in die Schachtel für später zurück, die andere kommt in dieses Weinglas zusammen mit einem Teelöffel Wasser. Sehen Sie, unser Doktor hat recht, die Pille löst sich in Wasser auf.«

»Dies mag ja alles sehr interessant sein«, sagte Lestrade in dem beleidigten Ton eines Mannes, der den Verdacht hat, daß man sich über ihn lustig macht. »Ich kann jedoch nicht sehen, was dies hier mit dem Tod von Mr. Stangerson zu tun haben soll.«

»Geduld, mein Freund, Geduld! Gleich werden Sie sehen, wieviel es damit zu tun hat! Ich werde nun ein bißchen Milch hinzufügen, damit die Mischung auch schmeckt, und wenn wir sie dem Hund geben, werden wir sehen, wie gerne er sie aufschlappt.«

Während er redete, goß er die Mixtur aus dem Weinglas auf eine Untertasse und stellte sie dem Hund hin, der sie eilig aufleckte. Sherlock Holmes' gewissenhaftes Experiment hatte uns alle soweit überzeugt, daß wir nun schweigend herumsaßen und das Tier beobachteten, als erwarteten wir irgendetwas Aufregendes. Es geschah jedoch nichts dergleichen. Der Hund lag weiterhin ausgestreckt auf dem Kissen und atmete schwer, aber wegen des Trunkes ging es ihm weder besser noch schlechter.

Holmes nahm seine Taschenuhr heraus, aber Minute um Minute verging, ohne daß etwas geschah. Ein Ausdruck äußerster Enttäuschung erschien auf seinem Gesicht. Er nagte an seiner Unterlippe, trommelte mit den Fingern auf der Tischplatte und zeigte jedes andere Symptom von großer Ungeduld. So groß war seine Erregung, daß er mir fast leid tat. Die beiden Detektive jedoch waren keineswegs traurig, grinsten nur spöttisch.

»Das kann kein Zufall sein«, rief er schließlich, sprang von seinem Stuhl auf und lief wild im Zimmer hin und her. »Es ist unmöglich, daß dies nur ein Zufall ist. Genau solche Pillen hatte ich im Verdacht, Drebbers Tod herbeigeführt zu haben. Und die werden nun nach Stangersons Tod gefunden. Und doch wirken sie nicht. Was kann das bloß bedeuten? Meine gesamte Beweisführung kann doch nicht falsch sein! Das ist doch unmöglich. Und doch geht es dem verflixten Köter nicht schlechter. Ah - ich hab's! Ich hab's!«

Mit einem regelrechten Freudenschrei rannte er zu der Schachtel mit den Pillen, schnitt die andere Tablette in zwei Hälften, löste sie auf, fügte Milch hinzu und schob es dem Terrier hin. Die Zunge des unglücklichen Tieres schien kaum die Flüssigkeit berührt zu haben, als ein furchtbares Zittern durch seine Glieder ging und dann lag es still und steif da, als hätte es ein Blitzschlag getroffen.

Sherlock Holmes atmete tief auf und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Ich sollte mehr Selbstvertrauen haben«, sagte er. »Ich sollte inzwischen wissen, daß es möglicherweise eine andere Interpretationsmöglichkeit gibt, wenn Dinge auftauchen, die einer langen Kette von Schlußfolgerungen entgegenstehen. Eine der beiden Pillen in dieser Schachtel enthielt ein absolut tödliches Gift, während die andere völlig harmlos war. Ich hätte das eigentlich wissen müssen, bevor mir die Schachtel noch zu Gesicht gekommen ist.«

Diese letzte Aussage hörte sich so unglaublich an, daß ich geneigt war, daran zu zweifeln, ob er recht bei Sinnen sei. Da war jedoch der tote Hund, der Beweis, daß seine Annahmen richtig

waren. Es kam mir so vor, als ob sich vor mir der Nebel langsam hob. Eine vage Ahnung der Wahrheit dämmerte mir.

»Ihnen kommt dies alles hier so seltsam vor«, fuhr Holmes fort, »weil Ihnen von Anfang an nicht die Bedeutung des einen einzigen richtigen Hinweises klagewesen ist. Ich hatte das Glück, gleich zu Anfang die richtige Spur zu erwischen. Was danach passierte, diente nur dazu, meine ursprüngliche Vermutung zu bestätigen und war wirklich nur die logische Folge. Die Umstände und Begebenheiten, die Sie verwirrt haben und Ihnen den Fall immer obskurer erscheinen ließ, dienten mir zur Klärung meiner Schlußfolgerungen. Man sollte nicht Seltsames mit dem Geheimnisvollen verwechseln. Das allergewöhnlichste Verbrechen ist oft am geheimnisvollsten, weil es keine neuen oder besonderen Züge aufweist, von denen aus man seine Folgerungen ziehen könnte. Dieser Mord wäre unendlich viel schwerer aufzuklären gewesen, hätte man die Leiche des Opfers auf der Straße gefunden, ohne die sensationellen Begleitumstände, die ihn bemerkenswert machten. Die seltsamen Einzelheiten haben den Fall keineswegs schwieriger gemacht, sondern haben ihn in Wirklichkeit doch sehr vereinfacht.«

Mr. Gregson hatte dieser Rede mit großer Ungeduld zugehört. Nun konnte er sich nicht mehr länger beherrschen.

»Nun hören Sie einmal gut zu, Mr. Sherlock Holmes«, sagte er. »Wir wollen ja gerne einräumen, daß Sie ein tüchtiger Mensch sind und ihre eigenen Arbeitsmethoden haben. Trotzdem möchten wir jetzt gerne ein bißchen mehr hören als bloße Theorie und eine Predigt. Es geht doch darum, daß wir den Mann fassen. Ich meinte, ich hätte ihn schon, aber das scheint wohl ein Irrtum zu sein. Der junge Charpentier kann mit dem zweiten Mord nichts zu tun haben. Mr. Lestrade war hinter diesem Stangerson her, aber das war wohl auch falsch. Sie ergehen sich in Andeutungen, die uns wohl zeigen sollen, daß Sie mehr wissen als andere Leute. Aber nun ist die Zeit gekommen, wo wir wohl ein Recht haben, Sie zu fragen, wieviel Sie nun eigentlich wirklich wissen. Können Sie uns den Namen des Täters nennen?«

»Ich muß Gregson recht geben, Sir«, ließ sich Lestrade vernehmen. »Wir haben beide getan, was wir konnten, und es ist uns nicht gelungen, den Fall zu lösen. Seit ich in diesem Zimmer bin, erwähnten Sie mehr als einmal, daß Sie alle nötigen Beweise in der Hand haben.

Sicherlich werden Sie sie nicht länger zurückhalten wollen.«

»Jeder Aufschub einer Verhaftung könnte dem Mörder die Möglichkeit geben, eine neue Greuelthat zu verüben«, bemerkte ich.

Obwohl Holmes von uns allen bedrängt wurde, zeigte er sich noch unentschlossen. Er fuhr fort, im Zimmer auf und ab zu gehen, mit gesenktem Kopf, die Stirn gekraust, grad so, wie er immer war, wenn er tief in Gedanken versunken war.

»Es wird keine weiteren Morde geben«, sagte er schließlich, blieb abrupt stehen und sah uns alle an. »Darüber brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen. Wenn Sie mich fragen, ob ich den Namen des Mörders kenne - ich kenne ihn. Das bloße Wissen seines Namens ist jedoch eine kleine und unwichtige Sache verglichen mit der Schwierigkeit, seiner habhaft zu werden. Aber das habe ich in Kürze vor. Ich habe Vorbereitungen in einer Weise getroffen, daß es mir gelingen müßte. Allerdings muß man behutsam vorgehen, denn wir haben es mit einem sehr gerissenen Mann zu tun, der zum Äußersten entschlossen ist und er wird, wie ich feststellen konnte, noch von jemandem unterstützt, der genau so tüchtig ist wie er selber. Solange dieser Mann nicht ahnt, daß man ihm auf der Spur ist, haben wir die Chance, ihn festzunehmen. Aber sobald er den geringsten Verdacht hegt, wird er augenblicklich seinen Namen ändern und in der Vier-Millionen-Stadt untertauchen. Ich möchte bestimmt nicht Ihre Gefühle verletzen, aber ich muß dennoch sagen, daß die Polizei diesen beiden Männern nicht gewachsen ist. Und deshalb nehme ich auch Ihre Hilfe nicht in Anspruch. Falls die Sache schiefgeht, trage ich natürlich alle Konsequenzen. Darauf habe ich mich eingestellt. Im Augenblick kann ich Ihnen nur versprechen, daß ich sofort mit Ihnen Kontakt aufnehmen werde, wenn dadurch meine Verbindungen nicht mehr gefährdet werden.«

Gregson und Lestrade waren weit davon entfernt, mit dieser Zusicherung zufrieden zu sein. Auch der Tadel, der die Polizei betraf, behagte ihnen nicht besonders. Gregson war bis zu den Wurzeln seines blonden Haares rot geworden, während die kleinen braunen Mäusaugen des

anderen neugierig und ärgerlich zugleich funkelten. Doch kam keiner von ihnen dazu, etwas zu erwidern, denn es wurde an die Tür geklopft, und der Wortführer der Straßenjungen, Wiggins, präsentierte sich in seiner unappetitlichen kleinen Persönlichkeit.

»Bitte, Sir«, sagte er, »die Droschke steht unten.«

»Bist ein braver Kerl!« sagte Holmes freundlich. »Warum stellt man diese Jungen bloß nicht bei Scotland Yard ein?« fuhr er fort und nahm ein Paar Handschellen aus der Schublade.

»Schauen Sie mal, wie gut das Federwerk funktioniert. Sie schnappen sofort ein.«

»Das alte Modell genügt uns vollkommen«, sagte Lestrade, »wenn wir bloß den Kerl hätten, dem wir sie anlegen können.«

»Sehr gut, sehr gut«, sagte Sherlock Holmes und lächelte. »Der Kutscher könnte mir eigentlich helfen, mein Gepäck hinunterzubringen. Wiggins, hol ihn doch bitte herauf.«

Daß mein Freund eine Reise unternehmen wollte, überraschte mich, denn er hatte vorher nichts davon gesagt. Allerdings stand eine kleine gepackte Reisetasche im Zimmer, und er begann, die Riemen festzuschnallen. Er war damit noch eifrig beschäftigt, als der Kutscher ins Zimmer kam.

»Helfen Sie mir noch eben bei der Schnalle hier, Kutscher«, sagte er. Er kniete über seinem Koffer und hatte nicht einmal den Kopf umgedreht.

In seiner brummigen, herausfordernden Weise kam der Mann näher und griff nach dem Riemen, um zu helfen. In dem selben Augenblick hörten wir jedoch ein scharfes Klicken, ein leises Klirren von Metall, und Sherlock Holmes sprang wieder auf die Füße.

»Meine Herren«, rief er mit blitzenden Augen, »erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Mr. Jefferson Hope vorstelle, den Mörder Enoch Drebbers und Joseph Stangersons.«

Das Ganze hatte nur einen Augenblick gedauert - es geschah so schnell, daß ich keine Zeit hatte, zu erfassen, was überhaupt geschehen war. Ich erinnere mich noch genau an diesen Augenblick: an den triumphierenden Ausdruck Holmes', an den hellen Klang seiner Stimme und an des Kutschers benommenes, wildes Gesicht, als er die glitzernden Handschellen anstarrte, die ihm wie an die Handgelenke gezaubert schienen. Ein oder zwei Sekunden lang mögen wir wie eine Gruppe von Statuen ausgesehen haben. Dann entwand sich der Gefangene mit einem unartikulierten Wutschrei Holmes' Griff. Mit einem Sprung warf er sich gegen das Fenster, um hinauszuspringen. Holz und Glas splitterten. Aber bevor er wirklich springen konnte, hatten Holmes, Lestrade und Gregson ihn wie Jagdhunde angesprungen. Er wurde ins Zimmer gezerrt und ein furchtbarer Kampf begann. Er war wie rasend und entwickelte solche Kräfte, daß er uns vier

immer wieder abschüttelte. Er schien über die unmenschliche Kraft eines Tobsüchtigen zu verfügen. Seine Hände und sein Gesicht waren bei dem Versuch, durch das offene Fenster zu springen, furchtbar zerschnitten. Aber der Blutverlust verminderte seine Widerstandskraft in keiner Weise. Erst als Lestrade ihn am Halstuch zu fassen kriegte und ihn halb erwürgte, wurde ihm klar, daß weiterer Widerstand sinnlos war. Und doch waren wir seiner so wenig sicher, daß wir ihm neben den Händen noch die Füße fesselten. Schließlich war auch das geschafft. Atemlos und erschöpft richteten wir uns wieder auf.

»Wir haben seine Droschke«, sagte Sherlock Holmes. »Die wird uns dazu dienen, ihn nach Scotland Yard zu bringen. Und damit, meine Herren«, fuhr er mit einem freundlichen Lächeln fort, »haben wir unser kleines Rätsel gelöst. Sie dürfen mich gerne fragen, was immer Sie wollen. Ich verspreche Ihnen, keine Antwort schuldig zu bleiben.«

2. TEIL

Im Lande der Heiligen

1. KAPITEL

Die Salzwüste

Etwa in der Mitte des großen amerikanischen Kontinents liegt eine dürre, unfruchtbare Wüste, die lange Jahre hindurch dem Fortschreiten der Zivilisation Grenzen setzte. Von der Sierra Nevada bis nach Nebraska, und vom Yellowstone River im Norden bis zum Colorado im Süden erstreckt sich diese Region des Schweigens und der Einsamkeit. Auch in dieser grimmigen Einöde ist die Natur nicht immer gleichbleibender Laune. Hohe, schneebedeckte Berge wechseln mit finsternen, bedrückenden Tälern. Flüsse mit reißender Strömung rauschen durch zerklüftete Canons, und dann dehnt sich eine enorme Ebene aus, die im Winter weiß von Schnee ist und im Sommer vom Salzstaub grau wird. Aber wenn auch die Gestalt der Landschaft sich ändert, der Eindruck von Unbewohnbarkeit und Trostlosigkeit bleibt immer der gleiche.

In diesem Lande der Hoffnungslosigkeit leben keine Menschen. Manchmal durchzieht eine Gruppe von Schwarzfußindianern das Gebiet auf der Suche nach neuen Jagdgründen. Aber auch die hartgesottensten und tapfersten von ihnen sind froh, wenn sie die furchteinflößende Wüste hinter sich haben und sich wieder heil in der Prärie befinden. Der Präriewolf lauert im Gebüsch. Mit schwerem Flügelschlag schwingt sich der Bussard durch die Lüfte und der plumpe Grizzly-Bär tragt durch die engen, dunklen Schluchten und sucht nach Eßbarem zwischen den Felsen. Dies sind die einzigen Bewohner der Wildnis.

Den bedrückendsten Ausblick hat man jedoch vom Nordhang des Sierra Blanco. So weit das Auge reicht, erstreckt sich die riesige Ebene, die nur hin und wieder von ein paar krüppelhaften Bäumen und verkümmerten Sträuchern durchbrochen wird. Am äußersten Rand des Horizonts zieht sich eine lange Bergkette, deren Gipfel wild zerklüftet und schneebedeckt sind. In diesem weitausgestreckten Land regt sich kein Zeichen von Leben. Kein Vogel ist am stahlblauen Himmel zu sehen. Nichts regt sich auf der grauen, trüben Erde. Und über allem herrscht tödliches Schweigen.

Wenn also eben gesagt wurde, daß es in dieser weiten Wüste keine Spur von menschlichem Leben gab, so stimmt das nicht ganz. Wenn man von der Sierra Blanco hinuntersieht, entdeckt man einen Trampelpfad, der durch die Wüste führt. Er windet sich viele Male und verschwindet schließlich in der Ferne am Horizont. Der Pfad ist von Rädern zerfurcht und von den Füßen vieler Abenteurer, die ihn gegangen waren. Hier und dort liegen am Wegesrand verstreut weiße Objekte, die in der Sonne glänzen und sich eigentümlich von dem grauen Salzbelag abheben.

Kommen Sie näher und schauen Sie, was es ist! Es sind Knochen. Einige sind groß und grob, andere sind kleiner und feiner. Erstere haben einst Ochsen gehört, die anderen sind Menschenknochen. Fünfzehnhundert Meilen lang ist diese schreckliche Karawanenstraße, die gekennzeichnet ist durch die verstreuten Überreste derer, die dort am Wegesrand ihr Ende gefunden haben.

Am 4. Mai 1847 stand an dieser Stelle ein einsamer Wanderer und betrachtete das wüste Land, das vor ihm lag. Von seiner äußeren Erscheinung her hätte man ihn für den Berggeist oder einen Dämon halten können. Es würde schwerfallen, sein Alter zu schätzen. Er konnte vierzig oder sechzig Jahre alt sein. Sein Gesicht war mager und eingefallen. Die braune, ledrige Haut lag straff über den Backenknochen. Sein langes, braunes Haar und sein Bart war schon von Silberfäden durchzogen. Seine Augen lagen tief in den Höhlen und glänzten unnatürlich und fiebrig. Die Hand, die das Gewehr klammerte, war dünn wie ein Skelett. Wie er so dastand, mußte er sich auf seine Waffe stützen. Und doch ließen seine hohe Gestalt und der solide Knochenbau eine drahtige, kraftvolle Konstitution vermuten. Sein ausgemergeltes

Gesicht und die Kleider, die ihm um die Glieder schlotterten, sprachen allerdings deutlich davon, wie hilflos der Mann war. Er war am Rande des Todes, ausgehungert und fast verdurstet.

Der Mann war mühselig die Schlucht hinuntergeklettert und hatte sich zu dieser kleinen Anhöhe hingeschleppt, in der vergeblichen Hoffnung, Wasser zu finden. Nun streckte sich die große Salzwüste vor seinen Augen aus. In der Ferne lag der Gürtel der wilden Berge. Kein Baum oder Strauch weit und breit, der ein Hinweis auf Wasser oder Feuchtigkeit gewesen wäre. In dieser ganzen, weiten, schrecklichen Landschaft gab es keinen einzigen Hoffnungsschimmer. Seine wilden, suchenden Augen erforschten Norden, Osten und Westen. Dann wurde ihm klar, daß er am Ende seiner Wanderung angekommen war. Auf diesem unfruchtbaren Felsen würde er sterben müssen. »Warum nicht genau so gut hier, statt zwanzig Jahre später in meinem Federbett?« murmelte er und ließ sich im Schatten eines Felsblockes nieder.

Bevor er sich niedersetzte, legte er sein nutzlos gewordenes Gewehr ab und dazu sein großes Bündel, das er in einem grauen Umschlagtuch geknotet und über der rechten Schulter getragen hatte. Es sah aus, als ob das Bündel für seine schwachen Kräfte zu schwer gewesen sei, denn als er es behutsam auf den Boden setzen wollte, entglitt es seinen Händen und landete etwas unsanft auf der Erde. Im gleichen Augenblick hörte man aus dem grauen Tuch einen winzigen, klagenden Schrei. Ein kleines, furchtsames Kindergesicht mit zwei sehr hellen, braunen Augen lugte aus dem Bündel heraus, dann kamen zwei kleine, sommersprossige Fäuste zum Vorschein.

»Du hast mir wehgetan!« sagte vorwurfsvoll eine kindliche Stimme.

»Hab ich das?« sagte der Mann entschuldigend. »Ich hab' es nicht mit Absicht getan.«

Während er sprach, knotete er das Bündel auf und heraus sprang ein hübsches kleines Mädchen von etwa fünf Jahren. Seine feinen Schuhe und das hübsche rosa Kleidchen mit der kleinen Leinenschürze zeugten von der liebenden Sorgfalt einer Mutter. Das Kind sah blaß und erschöpft aus, aber seine gesunden Arme und Beine zeigten, daß es weniger gelitten hatte als sein Begleiter.

»Ist es noch nicht besser?« fragte er besorgt, denn sie rieb sich immer noch ihren goldenen Lockenkopf.

»Küß mich und mach es wieder gut«, sagte sie ernsthaft und zeigte ihm die wehe Stelle. »Das macht Mutter auch immer so. -Wo ist Mutter?«

»Deine Mutter ist fortgegangen. Aber ich nehme an, du wirst sie bald wiedersehen.«

»Fortgegangen sagst du?« fragte das kleine Mädchen erstaunt, »Komisch, sie hat sich nicht von mir verabschiedet. Sie sagt mir immer Aufwiedersehen, wenn sie auch nur zu einer Tante zum Tee geht. Und nun ist sie schon drei Tage fort. Sag selber, findest du das nicht schlimm? Bist du auch so schrecklich durstig? Hunger hab ich auch.«

»Nein, Schatz, hier gibt es nichts. Du mußt dich wirklich noch ein Weilchen gedulden, dann ist alles gut. Lehn deinen Kopf an mich, dann fühlst du dich gleich besser. Reden fällt einem schwer, wenn die Lippen trocken wie Leder sind, aber ich denke, ich lasse dich besser wissen, wie die Karten wirklich stehen. Was hast du denn da?«

»Etwas ganz Feines!« rief das kleine Mädchen begeistert und hielt zwei Stücke Glimmerschiefer in die Höhe. »Wenn wir heimkommen, werde ich sie meinem Bruder Bob schenken.«

»Du wirst bald noch Schöneres sehen«, sagte er. »Du mußt nur ein bißchen warten. Aber ich wollte dir etwas sagen -erinnerst du dich daran, wie wir den Fluß verlassen haben?«

»O ja.«

»Also gut. Ich dachte, wir würden bald zu einem anderen Fluß gelangen, weißt du. Aber da stimmte etwas nicht mit dem Kompaß oder der Karte, jedenfalls kamen wir nicht zu dem Fluß. Das Wasser ging uns aus. Wir hatten gerade noch ein bißchen für dich und — und —«

»Du konntest dich nicht waschen«, unterbrach ihn seine kleine Begleiterin und starrte in sein schmutziges Gesicht.

»Nein, und trinken auch nicht. Und Mr. Bender war der erste, der von uns gegangen ist und dann Indianer Pete, und dann Mrs. McGregory, und danach Johnny Hones und dann, Schatz, deine Mutter.«

»Dann ist auch Mutter tot«, rief das kleine Mädchen, verbarg das Gesicht in der Schürze und weinte bitterlich.

»Ja, außer dir und mir sind alle weg. — Dann habe ich gedacht, daß ich vielleicht in dieser Richtung Wasser finden könnte. So habe ich dich auf die Schultern genommen, und wir zwei machten uns zusammen auf die Wanderung. Aber wie es jetzt aussieht, stehen die Dinge für uns auch nicht besser. Jetzt haben wir kaum noch eine Chance.«

»Willst du damit sagen, daß wir auch sterben müssen?«, fragte das Kind, hörte mit Schluchzen auf und wandte ihm das tränennasse Gesicht zu.

»Ich glaube, daß es so kommen wird.«

»Warum hast du das nicht gleich gesagt«, rief sie und lachte fröhlich auf. »Du hast mich eben so erschreckt. Aber wenn wir sterben, werden wir natürlich wieder mit Mutter zusammensein.«

»Ja, Schätzchen, das wirst du.«

»Und du auch. Ich werde ihr sagen, wie gut du zu mir gewesen bist. Ich glaube, sie wird am Himmelstor stehen, wenn wir kommen. Sie wird einen Krug Wasser in der Hand halten und eine Menge Buchweizenplätzchen, schön heiß an beiden Seiten getoastet, grad so wie Bob und ich sie immer so gerne gegessen haben. Wie lange wird es noch dauern?«

»Ich weiß nicht — nicht mehr sehr lange.« Die Augen des Mannes waren auf den nördlichen Horizont gerichtet. Am blauen Himmelszelt waren drei winzige Flecken erschienen, die jeden Augenblick größer wurden. Bald waren drei große, braune Vögel zu erkennen, die die Köpfe der beiden Wanderer umkreisten und sich dann niederließen, um sie zu beobachten. Es waren Bussarde und sie kamen als Vorboten des Todes.

»Männchen und Weibchen«, rief das kleine Mädchen vernünft und wies auf die schicksalhaften Boten, klatschte in die Hände, damit sie aufflogen. »Sag mal, hat der liebe Gott dieses Land gemacht?«

»Natürlich hat er das getan«, sagte ihr Begleiter, etwas betroffen von der unerwarteten Frage.

»Er hat das Land da unten in Illinois gemacht und er hat den Missouri gemacht«, fuhr das Mädchen fort, »aber ich denke, dieses Land hier hat jemand anders gemacht. Es ist nicht gut gelungen. Sie haben nämlich das Wasser und die Bäume vergessen.«

»Was meinst du, willst du jetzt ein Gebet sprechen?« fragte der Mann unsicher.

»Es ist aber noch nicht Abend«, antwortete sie.

»Das macht nichts. Es ist vielleicht noch nicht die richtige Zeit, aber das macht bestimmt nichts aus. Du kannst alle Gebete aufsagen, die du im Planwagen abends immer gebetet hast.«

»Warum willst du nicht auch ein paar Gebete sagen?« fragte sie mit verwunderten Augen.

»Ich hab sie alle vergessen«, antwortete er. »Ich habe kein Gebet mehr gesagt, seit ich halb so groß war wie dieses Gewehr hier. Aber es ist wohl niemals zu spät. Wenn Du Deine Gebete sagst, bete ich still mit.«

»Dann müssen wir niederknien«, sagte sie und breitete zu diesem Zweck den Schal auf dem Felsen aus. »Jetzt mußt du deine Hände falten, das macht, daß du dich gut und fromm fühlst.« Wenn außer den Bussarden jemand dagewesen wäre, hätten sie schon einen seltsamen Anblick geboten. Seite an Seite auf dem schmalen Schal knieten die beiden Erdenwanderer, das kleine, plaudernde Mädchen und der harte, furchtlose Abenteurer. Ihr pausbäckiges Kindergesicht und sein abgezehrt, kantiges Männergesicht waren beide zum wolkenlosen Himmel gerichtet, diesem furchterregenden Wesen zu, dem sie bald gegenüberstehen würden, während die beiden Stimmen, die eine hell und klar und die andere rau und hart, sich im Gebet und Gnade und Vergebung vereinigten. Nach dem Gebet nahmen sie ihren Platz im Schatten des Felsens wieder ein. Das Kind schmiegte sich an die breite Brust seines Beschützers und schlief bald ein. Eine Zeitlang bewachte er ihren Schlaf, aber schließlich überwältigte ihn das eigene Schlafbedürfnis. Drei Tage und Nächte hatte er sich weder Rast noch Ruhe gegönnt. Langsam fielen die Lider über die müden Augen und der Kopf sank tiefer

und tiefer auf die Brust, bis sich der graue Bart des Mannes mit den blonden Locken des Kindes vermischte. Beide schliefen einen tiefen, traumlosen Schlaf.

Wenn der Wanderer noch eine halbe Stunde länger wachgeblieben wäre, hätte sich ihm ein seltsamer Anblick geboten. In weiter Ferne, am äußersten Ende der Salzwüste, wurde eine winzige Staubwolke sichtbar. Am Anfang war sie kaum zu unterscheiden von dem dunstigen Horizont. Aber langsam wuchs sie in die Höhe und Breite, bis sich eine solide Staubwolke geformt hatte. Und diese Wolke wuchs und wuchs, bis schließlich klar wurde, daß sie durch eine riesige Menge wandernder Füße aufgewirbelt sein konnte. Wäre die Gegend fruchtbarer gewesen, hätte der Beobachter wohl glauben können, eine große Herde Bisons, wie sie in der Prärie grast, käme auf ihn zu. Aber das war in dieser toten Wildnis natürlich unmöglich. Die wirbelnde Staubwolke rückte näher und näher zu dem Platz, wo die beiden Ausgesetzten schliefen. Schon konnte man durch den Staub hindurch die mit Planen bedeckten Wagen und die Gestalten bewaffneter Reiter erkennen. Die Erscheinung entpuppte sich als eine riesige Karawane auf ihrem Weg in den Westen. Aber was war das für eine Karawane! Als die Spitze schon den Fuß des Berges erreicht hatte, war ihr Ende am Horizont noch kaum erkennbar. Quer über die schier unendliche Wüste erstreckte sich der Zug — Wagen, Karren, Männer auf Pferderücken und Männer zu Fuß, unzählige Frauen, die sich unter der Last ihrer Bürde dahinschleppten und Kinder, die neben den Wagen herliefen oder unter den weißen Wagenplanen hervorlugten. Dies war offenbar kein normaler Einwandererzug, sondern ein ganzes Nomadenvolk, das durch schwierige Umstände gezwungen worden war, sich eine neue Heimat zu suchen. Durch die klare Luft kamen der Lärm der vorbeiziehenden Menschenmasse herüber, dazu das Quietschen der Räder und das Wiehern der Pferde, das Klappern und Rumpeln der Wagen. So laut es aber auch wurde, so genügte dieser Lärm doch nicht, die beiden müden Wanderer dort zu wecken.

Vor der Kolonne ritten ein paar Dutzend ernster Männer her mit eisenharten Gesichtern. Sie trugen dunkle, handgewebte Kleidung und waren mit Gewehren bewaffnet. Am Fuß des steilen Felsens machten sie Halt und hielten Rat.

»Meine Brüder, die Quellen müssen weiter zur Rechten sein«, sagte ein Grauhaariger mit schmalen, harten Lippen und glattrasiertem Gesicht.

»Zur Rechten der Sierra Blanco - da kommen wir zum Rio Grande«, meinte ein anderer.

»Sorgt euch nicht um Wasser«, rief ein dritter. »Er, der Wasser aus dem Felsen schlug, wird sein auserwähltes Volk nicht verlassen.«

»Amen! Amen!« antwortete die ganze Schar.

Gerade wollten sie die Reise fortsetzen, als einer der Jüngsten, der wohl die schärfsten Augen hatte, mit einem staunenden Ausruf auf die zerklüftete Felsplatte über ihnen wies. Dort oben flatterte ein kleines Stück rosa Stoff und hob sich hart und grell von den grauen Felswänden ab. Bei diesem Anblick zog man allgemein die Zügel der Pferde fester an und nahm das Gewehr vom Rücken. Andere Reiter kamen herzu, um die Schar der Vorhut zu verstärken. Das Wort »Rothäute« war auf jedermanns Lippen.

»Sehr viele Indianer können sich dort nicht verstecken«, sagte der ältere Mann, der das Kommando zu haben schien. »Wir sind an den Pawnees vorbeigekommen. Einen anderen Stamm gibt es hier in den Bergen nicht.«

»Soll ich einmal hinaufgehen und nachsehen, Bruder Stangerson?« fragte einer aus der Gruppe.

»Ich auch - Ich auch«, riefen ein Dutzend Stimmen.

»Laßt eure Pferde unten. Wir warten hier auf euch«, antwortete der ältere Mann. Im Nu waren die jungen Männer abgesehen, banden ihre Pferde an und kletterten den steilen Hang hinauf, um die Sache zu erforschen, die ihre Aufmerksamkeit erregt hatte. Schnell und geräuschlos kamen sie näher. Sie bewegten sich mit der Sicherheit und Umsicht erfahrener Pfadfinder. Die Zuschauer in der Ebene sahen, wie sie von Felsen zu Felsen flitzten, bis ihre Gestalten sich vom Himmel abhoben. Der junge Mann, der den ersten Alarm gegeben hatte, führte die anderen an. Plötzlich hob er die Hände hoch, als habe äußerstes Erstaunen ihn erfaßt. Die anderen kamen schnell näher und auch sie staunten über den Anblick, der sich ihnen bot.

Auf dem kleinen Plateau, das die unfruchtbare Wüste überragte, stand ein einzelner gewaltiger Felsbrocken, der die unfruchtbaren Hügel überragte. An diesen Felsenriesen gelehnt lag ein großer, ungeheuer abgemagerter Mann mit langem Bart und eingefurchten Zügen. Seine regelmäßigen Atemzüge und das friedliche Gesicht zeigten an, daß er tief und fest schlief. Neben ihm lag ein Kind, dessen runde Ärmchen seinen braunen, sehnigen Nacken umschlungen hielten, während ihr Lockenköpfchen auf seiner samtverkleideten Brust ruhte. Ihre rosigen Lippen waren geöffnet und zeigten zwei regelmäßige Reihen schneeweißer Zähne. Ein vergnügtes Lächeln lag auf den kindlichen Zügen. Ihre rundlich kleinen, weißen Beine steckten in weißen Socken und feinen Schuhen mit glänzenden Schnallen und bildeten einen merkwürdigen Kontrast zu den langen ausgemergelten Gliedern ihres Begleiters. Auf dem Felsvorsprung, über diesem seltsamen, schlafenden Paar, saßen feierlich drei Bussarde, die jetzt, beim Anblick der Neuankommenden, heisere Schreie der Enttäuschung ausstießen und beleidigt davonflogen.

Die Schreie der Schicksalsvögel weckten die beiden Schläfer. Erschreckt sahen sie sich um. Der Mann kam stolpernd auf die Füße, sah sich einen Augenblick verwirrt um und blickte in die Ebene hinab, die doch so einsam gewesen war, bevor der Schlaf sie übermannt hatte. Nun zog dort eine große Schar von Menschen und Tieren vorbei. Sein Gesicht nahm einen ungläubigen Ausdruck an. Er blinzelte und fuhr sich mit der knochigen Hand über das Gesicht.

»Dies ist nun wohl das, was man Delirium nennt, nehme ich an«, murmelte er. Das Kind stand neben ihm, hielt sich an seinem Rockschoß fest und sagte nichts und schaute mit großem, fragendem Kinderblick um sich.

Der rettenden Mannschaft gelang es schnell, den beiden Verlorenen klarzumachen, daß ihr Erscheinen keine Sinnestäuschung war. Einer von ihnen nahm das kleine Mädchen hoch und setzte es auf seine Schultern; zwei andere stützten den halbverhungerten Mann und halfen ihm zu den Wagen hinunter.

»Mein Name ist John Ferrier«, erklärte der Wanderer, »Das kleine Mädchen und ich sind übriggeblieben von einer Gruppe von einundzwanzig Reisenden. Alle anderen sind drunten im Süden vor Hunger und Durst umgekommen.«

»Ist das Ihr Kind?« fragte jemand.

»Ja, jetzt ist sie das!« rief er in verteidigendem Ton. »Sie ist mein Kind, weil ich sie gerettet habe. Niemand wird sie mir wegnehmen. Von heute an heißt sie Lucy Ferrier. Aber wer seid Ihr?« fuhr er fort und schaute seinen kräftigen, sonnenverbrannten Retter fragend an. »Ihr scheint ja eine Riesenkarawane zu sein.«

»Kaum weniger als zehntausend«, sagte einer der jungen Männer. »Wir sind die verfolgten Kinder Gottes — die Auserwählten vom Engel Merona.«

»Von dem habe ich noch nie etwas gehört«, sagte der Wanderer. »Es scheint, als habe er sich eine ganz hübsche Menge von euch auserwählt.«

»Verspötte das Heilige nicht!« sagte der andere streng. »Wir sind diejenigen, die an die Heiligen Schriften glauben, die in ägyptischen Zeichen auf Platten von reinem Gold dem heiligen Joseph Smith zu Palmyra vom Himmel ausgehändigt wurden. Wir kommen aus Nauvoo im Staate Illinois, wo wir unseren ersten Tempel gegründet hatten. Wir suchen Zuflucht vor bösen und gewaltsamen Menschen und wenn es im Herzen der Wüste sein soll.« Der Name Nauvoo rief offensichtlich Erinnerungen in John Ferrier wach.

»Jetzt weiß ich's«, sagte er, »ihr seid Mormonen.«

»Wir sind Mormonen«, riefen alle im Chor.

»Und wohin zieht ihr?«

»Das wissen wir auch nicht. Die Hand Gottes führt uns in der Person unseres Propheten. Wir müssen euch zu ihm bringen. Er wird entscheiden, was mit euch geschehen soll.«

Sie hatten inzwischen den Fuß des Berges erreicht. Sofort waren sie umringt von Scharen von Pilgern. Es waren bleichgesichtige Frauen in demütiger Haltung, kräftige, lachende Kinder und sorgenvolle Männer mit ernsten Augen. Viele Ausrufe des Staunens und des Mitleids wurden laut, als man sah, wie jung der eine und wie krank der andere war. Ihre Begleiter

ließen sich jedoch nicht lange aufhalten, sondern bahnten sich einen Weg durch die Menge, gefolgt von Scharen von Mormonen.

Schließlich hatten sie einen Wagen erreicht, der auffällig groß, bequem und elegant aussah. Sechs Pferde waren im Geschirr. Die anderen Wagen hatten zwei, höchstens vier Pferde eingespannt. Neben dem Kutscher saß ein Mann, der nicht älter als dreißig Jahre sein mochte. Sein imposanter Kopf und resoluter Gesichtsausdruck wiesen ihn jedoch als Führer aus. Er las in einem brauneingeschlagenen Buch. Als aber die Schar herbeikam, legte er das Buch zur Seite. Aufmerksam lauschte er dem Bericht der vorangegangenen Episoden. Dann wandte er sich den beiden Gestrandeten zu.

»Wir können euch mitnehmen«, sagte er feierlich. »Aber das kann nur geschehen, wenn ihr euch unserem Glauben anschließt. Wir können keinen Wolf in unserer Herde dulden. Es wäre besser, daß eure Knochen in der Wildnis bleichen, als daß sich herausstellt, daß ihr die kleine Schimmelstelle seid, die schließlich die ganze Frucht verdirbt. Kommt ihr zu diesen Bedingungen mit?«

»Ich denke, daß ich unter jeder Bedingung mitkomme«, sagte Ferrier mit solchem Nachdruck, daß die ernstesten Ältesten ein leichtes Lächeln nicht unterdrücken konnten. Nur der Führer behielt seine ausdruckslose Haltung bei.

»Nimm ihn mit, Bruder Stangerson«, sagte er, »und gebt ihm Essen und Trinken und dem Kind ebenfalls. Es wird deine Aufgabe sein, ihn unseren heiligen Glauben zu lehren. Wir haben uns lange genug aufgehalten. Vorwärts! Zion entgegen!«

»Zion entgegen!« antwortete die Schar der Mormonen. Die Worte, die von Mund zu Mund weitergegeben wurden, liefen durch den ganzen Zug, bis sie in der Ferne zu einem undeutlichen Gemurmeln erstarben.

Mit Peitschengeknall und Räderquietschen setzte sich der große Wagen in Bewegung. Bald schlängelte sich der riesige Zug wieder dahin. Der Älteste, dessen Fürsorge die beiden Findlinge anvertraut waren, führte sie zu seinem eigenen Wagen, wo schon eine Mahlzeit für sie bereit war.

»Ihr könnt hier bei mir bleiben«, sagte er, »in ein paar Tagen werdet ihr euch wieder erholt haben. In der Zwischenzeit dürft ihr nicht vergessen, daß ihr von nun ab unserem Glauben angehört. Brigham Young hat es so befohlen. Er spricht mit der Stimme Joseph Schmidts und der war die Stimme Gottes.«

2. KAPITEL

Die Blume von Utah

Dies ist nicht der Ort, an dem von den vielen Schwierigkeiten und Nöten die Rede sein soll, die die ausgewanderten Mormonen auf sich nehmen mußten, bis sie schließlich ihren endgültigen Hafen erreicht hatten. Sie hatten sich von den Ufern des Mississippi bis zu den westlichen Hängen der Rocky Mountains durchgekämpft und das mit einer Stetigkeit und Zähigkeit, die in der Geschichte ihresgleichen sucht. Indianerstämme, wilde Tiere, Hunger und Durst, Erschöpfung und Krankheit - jedes Hindernis, das die Natur ihnen nur in den Weg legen konnte, hatten sie mit englischer Zähigkeit überwunden. Und doch hatte die lange Reise und die vielen Schrecken selbst die Herzen der Mutigsten unter ihnen erschüttert. Schließlich jedoch lag das breite, fruchtbare Tal von Utah vor ihnen im Sonnenschein und die Führer verkündeten, daß dies das gelobte Land sei. In dem Augenblick gab es niemanden, der nicht aus vollem Herzen in die Knie gesunken und ein Dankgebet gesprochen hätte. Dies war nun die gute Erde, die ihnen für alle Zeiten gehören sollte.

Young war nicht nur ihr resoluter Führer, sondern er zeichnete sich auch als tüchtiger Planer aus. Es wurden Karten gezeichnet und Pläne erstellt, wo die künftige Stadt zu erbauen sei. Darum herum sollten die Bauernhöfe liegen, die an die einzelnen je nach Stand verteilt werden sollten. Die Kaufleute nahmen ihre Geschäfte auf, die Künstler gingen Berufung und Handwerk nach. Die Straßen und Plätze der Stadt wurden wie durch Zauberkraft aus dem Boden gestampft. Auf dem Lande wurden Gräben gezogen, Hecken gepflanzt und der Boden bereitet. Schon der nächste Sommer sah goldgelbe Weizenfelder. In dieser seltsamen Niederlassung wuchs und gedieh alles. Vor allem aber wuchs der große Tempel, der mitten in der Stadt errichtet wurde. Stetig wuchs er in die Breite und in die Höhe. Von der ersten Morgenröte bis zum letzten Abenddämmerchein war das Klopfen der Hämmer und das Geräusch der Sägen auf jenem Denkmal zu hören, das die Einwanderer zur Ehre dessen errichtet hatten, der sie sicher und wohlbehalten durch die vielen Gefahren geführt hatte. Die beiden Findlinge, John Ferrier und das kleine Mädchen, das sein Schicksal geteilt und das er nun als seine Tochter angenommen hatte, hatten die Mormonen bis zum Ende ihrer langen Pilgerreise begleitet. Die kleine Lucy Ferrier war im Wagen des Ältesten Stangerson gereist. Ihr Wagen bot Unterkunft für den Mormonen, seine drei Frauen und seinen Sohn, einen störrischen Jungen von zwölf Jahren. Mit jener Leichtigkeit, über die nur ein Kind verfügt, hatte sie sich von dem Schock erholt, den der Tod der Mutter ausgelöst hatte. Bald wurde sie der Liebling der Frauen. Sie hatte sich schnell an das neue Leben in dem planenbedeckten, beweglichen Heim gewöhnt. Aber auch Ferrier erholte sich schnell von seiner Erschöpfung. Er bewährte sich als nützlicher Pfadfinder und unermüdlicher Jäger. Schnell hatte er das Vertrauen seiner Begleiter gewonnen, so daß sie auch ihm ein Stück Land zuwiesen, das an Größe und Fruchtbarkeit dem der anderen Siedler nichts nachstand. Nur Young selber und die vier Hauptältesten, Stangerson, Kemball, Johnston und Drebber bekamen mehr Land. Auf seinem Grundstück hatte sich Ferrier eine feste Blockhütte erbaut, die im Laufe der nächsten Jahre so viele Anbauten erhielt, daß sie zu einer geräumigen Villa geworden war. Er hatte einen praktischen Sinn, geschickte, tüchtige Hände und packte das Leben kühn und herzhafte an. Seine eiserne Gesundheit ermöglichte es ihm, vom Morgen bis zum Abend zu arbeiten und dadurch das Land und die Farm ständig zu verbessern. So kam es, daß seine Farm und alles, was er anpackte, wuchs und gedieh. Nach drei Jahren ging es ihm besser als seinen Nachbarn, in sechs war er wohlhabend, in neun reich und in zwölf Jahren gab es in ganz Salt Lake City keine sechs Leute, die sich mit ihm messen konnten. Vom großen Binnensee bis zu den weit entfernten Wahsatch Mountains war John Ferrier ein Mann, dessen Namen jedem bekannt war.

Nur eine einzige Sache war da, in der er die Empfindlichkeit seiner Glaubensbrüder beleidigte. Kein Locken und kein Drohen konnten ihn dazu bringen, ein Frauenhaus zu errichten. In diesem Punkt hatte er es den Glaubensbrüdern nicht gleichgetan. Er gab auch für seine rigorose Ablehnung keinen Grund an, sondern begnügte sich mit dem unwandelbar

festen >Nein<. Etliche verdächtigten ihn, es mit seiner neuen Religion zu lau zu halten. Andere warfen ihm vor, geizig zu sein und die Ausgaben zu scheuen. Wieder andere sprachen von einer frühen Liebesaffäre und einem blonden Mädchen, das an der Küste des Atlantiks gestorben sei. Was auch immer der Grund sein mochte, John Ferrier blieb bei seinem Zölibat. Auf jedem anderen Gebiet jedoch hatte er sich völlig den religiösen Gepflogenheiten der jungen Siedler angepaßt. Er stand im Ruf, strenggläubig und aufrecht zu sein. Lucy Ferrier wuchs im Blockhaus auf und half ihrem Adoptivvater bei der Arbeit. Die kräftige Luft der Berge und der Duft der Fichten mußten dem jungen Mädchen Pflegerin und Mutter ersetzen. Jahr um Jahr wurde sie größer und kräftiger. Sie hatte runde, rote Wangen und einen elastischen Gang. Manch einem, der an Ferriers Farm vorbei kam, stiegen längst vergessene Wünsche auf, wenn er die schlanke, mädchenhafte Gestalt durch die Weizenfelder gehen oder sie hoch zu Roß auf ihres Vaters Mustang sah. Und alles schaffte sie mit der Leichtigkeit eines Kindes, das im Westen großgeworden war. Die Knospe wuchs zur Blüte. In dem Jahr, als man ihren Vater zu den reichsten Farmern im ganzen Gebiet rechnen konnte, zählte sie zu den schönsten jungen Mädchen, die im Umkreis gefunden werden konnten.

Es war jedoch nicht der Vater, der entdeckte, daß das Mädchen zu einer jungen Frau herangereift war. Das ist ja auch selten der Fall. Das Geheimnis dieser Wandlung ist so fein und geschieht so allmählich, daß man es nicht mit Daten messen kann. Am wenigsten weiß das junge Mädchen selber, was mit ihm geschieht, bis eines Tages ein bestimmter Ton oder die Berührung einer Hand ihr ein unbekanntes Herzklopfen verursacht. Dann begreift sie plötzlich mit einer Mischung aus Furcht und Stolz, daß eine neue, stärkere Natur in ihr erwacht ist. Es gibt wenige, die sich dieses Tages, wenn gewisse Ereignisse dieses Sein ankündigen, nicht erinnern. Lucie Ferriers Fall war an sich schon recht dramatisch, ganz zu schweigen von den Geschehnissen, die sich später ereignen sollten, und die richtungsweisend nicht nur für ihr Leben, sondern ebenso für eine Reihe anderer Personen werden sollten. Es war ein warmer Junitag. Die Heiligen vom letzten Tage waren fleißig wie die Bienen, deren Korb sie sich als Wahrzeichen erwählt hatten. Sowohl auf den Feldern wie auch in den Straßen herrschte der lebendige Betrieb fleißiger Menschen. Drunten auf der staubigen Straße zog ein Zug von schwerbepackten Mauleseln dem Westen zu, denn in Kalifornien war das Goldfieber ausgebrochen, und die Überlandroute führte durch die Stadt der Erwählten. Auf dieser Straße zogen auch Herden von Schafen und Rindern, die zu weit entfernten Weideplätzen getrieben wurden, ebenso sah man auf dieser Straße Züge müder Immigranten, Männer und Pferde, die gleichfalls müde von der endlosen Reise waren. Durch dieses bunte Treiben hindurch ritt Lucy Ferrier, die eine geübte Reiterin geworden war. Ihr helles Gesicht war rot vom Ritt, das lange, kastanienbraune Haar flatterte im Wind. Sie hatte einen Auftrag ihres Vaters in der Stadt zu erfüllen. Mit der Furchtlosigkeit der Jugend gallopierte sie dahin, wie sie es oft vorher auch getan hatte. Sie dachte an ihren Auftrag und wie sie ihn am besten ausführen sollte. Ein von der Reise beschmutzter Abenteurer blickte staunend und bewundernd hinter ihr her. Sogar die indianischen Pelzhändler, deren Gesichtern man selten Gefühle ansieht, entspannten ihre stoischen Züge, wenn sie dem schönen Mädchen nachschauten. Sie hatte den Stadtrand bereits erreicht. Plötzlich war die Straße durch eine große Rinderherde blockiert, die von einem halben Dutzend wild aussehender Hirten aus der Prärie herangetrieben wurden. In ihrer Ungeduld versuchte sie das Hindernis auf ihre Art zu bewältigen. Sie trieb ihr Pferd in eine Lücke in der Herde. Kaum war sie jedoch in dieser Lücke, als die Rinder sie hinter ihr schlossen. Sie fand sich umringt von wütenden Bullen mit scharfen Hörnern. Sie war jedoch an Rinderherden gewöhnt und so erschrak sie auch nicht, sondern nutzte jede Gelegenheit, voranzukommen. Sie hoffte, heil durch die Rinderherde hindurch zu gelangen. Unglücklicherweise aber stieß entweder aus Versehen oder aus Unmut eines der Rinder mit den Hörnern in die Flanken des Pferdes. Dadurch scheute das Tier. In einem einzigen Augenblick stand es wutschnaubend auf den Hinterhufen und hätte jeden weniger geübten Reiter abgeworfen. Die Situation war gefährlich geworden. Jeder Sprung des aufgeregten Pferdes brachte ihm erneut Hörnerstöße ein und erregte es immer mehr. Das Mädchen hatte die größte Mühe, sich überhaupt im Sattel zu halten. Ein Sturz hätte den

furchtbaren Tod unter den Hufen der wilden und verängstigten Tiere bedeutet. Solchen Gefahren hatte sie noch nie gegenübergestanden. Die Welt um sie herum schien sich zu drehen, und es fiel ihr immer schwerer, die Zügel fest in der Hand zu behalten. Fast erstickt durch die Wolke des aufgewirbelten Staubes und den dampfenden Schweiß der kämpfenden Tiere, war sie nahe daran, den Kampf aufzugeben. Im nächsten Augenblick aber hatte eine braune, sehnige Hand das verängstigte Pferd beim Zaum genommen und erzwang sich seinen Weg durch die Herde. Schließlich war es geschafft.

»Ich hoffe, daß Sie nicht verletzt sind, Miß«, sagte er höflich.

Sie blickte in ein dunkles, wildes Gesicht. Schelmisch lachend sagte sie: »Ich hatte wirklich ein bißchen Angst. Wer konnte denn auch ahnen, daß Poncho Angst vor ein paar Kühen hat?«

»Gott sei Dank, daß Sie sich im Sattel gehalten haben«, sagte der Mann ernst. Er war noch jung, großgewachsen und wildaussehend. Er saß auf einem kräftigen, gefleckten Pferd und war in die grobe Tracht der Jäger gekleidet. Ein Gewehr hing ihm über der Schulter. »Ich nehme an, daß Sie die Tochter von John Ferrier sind«, sagte der Mann. »Ich habe gesehen, wie Sie von Ihrem Haus aus hierher geritten sind. Wenn Sie Ihren Vater sehen, so fragen Sie ihn doch, ob er sich an Jefferson Hope aus St. Louis erinnert. Wenn er der John Ferrier ist, an den ich denke, dann waren mein Vater und er gut miteinander befreundet.«

»Wollen Sie nicht mitkommen und ihn selber fragen?« sagte sie zögernd.

Der junge Mann schien über diesen Vorschlag erfreut zu sein. Seine dunklen Augen glänzten vor Vergnügen. »Das will ich gerne tun«, sagte er. »Wir sind zwar zwei Monate lang in den Bergen gewesen und wir sehen nicht gerade stadtfrein aus, aber vielleicht nimmt er uns trotzdem auf, wie wir sind.«

»Er hat Ihnen eine Menge zu danken und ich ebenfalls«, antwortete sie. Mein Vater liebt mich. Wenn diese Rinder über mich hinweggetrampelt wären, hätte er es nie verwunden.«

»Oh, ich auch nicht!« sagte ihr Begleiter.

»Sie! Ich kann mir nicht vorstellen, was ich Ihnen bedeuten könnte. Wir sind noch nicht einmal miteinander bekannt.«

Das Gesicht des jungen Jägers wurde bei diesen Worten so brummig, daß Lucy Ferrier laut auflachte.

»Na, so hab ich's nicht gemeint«, sagte sie. »Jetzt sind wir natürlich Freunde. Sie müssen kommen und uns besuchen. Aber jetzt muß ich sehen, daß ich weiterkomme, oder mein Vater vertraut mir seine Aufträge nicht mehr an. Auf Wiedersehen.«

»Auf Wiedersehen«, antwortete er, lüftete seinen breiten Sombrero und beugte sich über ihre schmale Hand. Sie wirbelte ihren Mustang herum, gab ihm die Peitsche und flog wie ein Pfeil die breite Straße entlang, eingehüllt in eine Staubwolke.

Der junge Jefferson ritt mit seinem Kameraden weiter, brummig und schweigsam. Er war mit den anderen in Nevada Mountains auf der Suche nach Silber gewesen und kehrte nun nach Salt Lake City zurück in der Hoffnung, genug Geld zusammenzubringen, um die Stollen zu heben, die sie entdeckt hatten. Diese Sache hatte sein und seiner Freunde ganzes Interesse eingenommen. Nun hatte dieser Zwischenfall seine Gedanken in eine ganz andere Richtung gelenkt. Der Anblick des hübschen jungen Mädchens, das so offen und gesund wie die Luft in der Sierra aussah, hatte sein leidenschaftliches, ungezähmtes Herz bis in die Tiefen aufgewühlt. Nun, da sie seinen Augen entschwunden war, spürte er, daß eine Krise in sein Leben gekommen war. Weder Silber noch Spekulationen noch irgendetwas anderes in der Welt würde seine Sinne von jetzt ab so gefangennehmen wie dieser neue, alles verschlingende Gedanke an das Mädchen. Die Liebe, die in seinem Herzen erblüht war, hatte nichts mit der plötzlichen, wechselhaften Laune eines Jünglings zu tun, sondern war die wilde feurige Leidenschaft eines starken Mannes von unbezähmbarem Temperament. Er war stark und gewohnt, Erfolg zu haben. In seinem Herzen schwor er sich nun, daß er auch in dieser Sache seines Herzens Erfolg haben würde. Alles, was an ihm lag, würde er jedenfalls tun, Lucy Ferrier für sich zu gewinnen.

Noch am gleichen Abend besuchte er John Ferrier. Danach kam er noch viele Abende. Sein Gesicht wurde im Farmhaus zu einem vertrauten Anblick. John, der sein Nest in diesem Tal gebaut hatte und dessen Tage mit viel Arbeit ausgefüllt waren, hatte in den vergangenen

zwölf Jahren wenig Nachrichten von der Außenwelt erhalten. Nun erzählte ihm Jefferson Hope von allem und er tat es in einer Weise, die Lucy sowohl wie auch ihren Vater interessierte. Er war Pionier in Kalifornien gewesen und konnte die seltsamsten Geschichten erzählen von Vermögen, die in jenen wilden Zeiten gewonnen und wieder verloren worden waren. Er war auch Pfadfinder gewesen, ein andermal Trapper, Silbersucher war er, und auf einer Ranch hatte er auch gearbeitet. Wo immer es ein aufregendes Abenteuer zu finden gab, stellte Jefferson Hope sich ein, es zu suchen. Immer mehr freundete er sich mit dem alten Farmer an, der Jeffersons Tugend hoch zu rühmen wußte. Bei solchen Gelegenheiten war Lucy meist schweigsam, aber ihre geröteten Wangen und ihre hellen, glücklichen Augen zeigten nur zu deutlich, daß ihr junges Herz ihr nicht länger alleine gehörte. Ihr ehrlicher Vater mag diese Symptome zunächst nicht gelesen haben, aber sie verfehlten ihre Wirkung auf den Mann nicht, der ihre Liebe gewonnen hatte.

Eines Sommerabends kam er im Galopp die Straße herunter und riß die Pforte auf. Sie stand schon an der Haustür und kam ihm entgegen. Er warf die Zügel über den Zaun und ging den Weg hinunter.

»Ich muß fort, Lucy«, sagte er und nahm ihre beiden Hände in die seinen und blickte ihr liebevoll ins Gesicht. »Ich möchte dich nicht fragen, ob Du gleich mit mir kommen möchtest, aber wirst Du mit mir gehen, wenn ich wiederkomme?«

»Wann wird das sein?« fragte sie, wurde rot und strahlte ihn an.

»Spätestens in zwei Monaten. Dann werde ich kommen und dich abholen, mein Liebling.«

»Und was ist mit meinem Vater?«

»Er hat mir seine Zustimmung gegeben, vorausgesetzt, daß wir die Schürflizenz für die Silberminen bekommen. Aber in der Beziehung habe ich nichts zu befürchten.«

»O gut, wenn du und Vater das schon alles abgemacht habt, gibt es nichts mehr zu sagen«, flüsterte sie, ihre Wangen an seine breite Brust gelehnt.

»Gott sei Dank!« sagte er rauh und beugte sich nieder, um sie zu küssen. »Dann ist alles abgemacht. Je länger ich bleibe, desto schwieriger wird es mir, fortzureiten. Die anderen warten am Canon auf mich. Auf Wiedersehen, mein Liebling, auf Wiedersehen. In zwei Monaten sehen wir uns wieder.«

Während er noch sprach, riß er sich von ihr los, schwang sich auf sein Pferd und ritt in wildem Galopp davon, ohne sich noch einmal umzusehen. Er ritt davon wie einer, der sich fürchtet, sich überhaupt nicht trennen zu können, wenn er auch nur einen Augenblick länger bleibt. Sie stand am Tor und blickte ihm nach. Dann ging sie ins Haus — das glücklichste Mädchen in Utah.

3. KAPITEL

John Ferner spricht mit dem Propheten

Drei Wochen waren vergangen, seit Jefferson Hope und seine Kameraden von Salt Lake City fort in die Berge gezogen waren. John Ferriers Herz tat weh, wenn er an die Rückkehr des jungen Mannes und an den Verlust seines adoptierten Kindes dachte. Aber ihr helles, glückliches Gesicht versöhnte ihn mit der Verlobung mehr, als jedes Argument es geschafft hätte. Tief drinnen in seinem Herzen hatte er einen Schwur getan, daß nichts ihn dazu bringen sollte, seine Tochter einem Mormonen zur Frau zu geben. Diese Heiraten waren für ihn keine Ehen, sondern Schmach und Schande. Was immer er auch von dem Glauben der Mormonen halten mochte, so war er in diesem Punkt doch unwandelbar fest geblieben. Aber reden durfte er über diese Gedanken nicht, denn eine eigene Meinung zu haben, war im Lande der Heiligen eine gefährliche Sache.

Ja, es war eine gefährliche Sache, so gefährlich, daß selbst die Heiligsten es kaum wagten, flüsternd und hinter vorgehaltener Hand ihre religiöse Meinung weiterzusagen. Nichts, das von den Lippen kam, durfte mißverstanden werden, denn dafür folgte die Strafe auf dem Fuße. Die Opfer der Verfolgung waren nun selbst zu Verfolgern geworden. Weder die Inquisition in Sevilla noch ein deutsches Femgericht, noch eine Geheimorganisation in Italien war in der Lage, eine so fürchterliche Maschinerie in Bewegung zu setzen als diese, die sich wie eine Wolke über den ganzen Staat Utah ausbreitete.

Die Unsichtbarkeit und die Geheimnistuerei, die sie umgab, machte die Organisation doppelt schrecklich. Sie schien allwissend und allgewaltig zu sein. Und doch wurde sie weder gesehen noch gehört. Ein Mensch, der sich eine eigene Meinung erlaubte, verschwand ganz einfach. Niemand konnte sagen, wohin er gekommen und was aus ihm geworden war. Seine Frau und seine Kinder mochten zu Hause auf ihn warten, aber kein Vater kam heim, um ihnen zu erzählen, wie seine geheimen Richter ihn behandelt hatten. Einem schnellen Wort oder einer unüberlegten Tat folgte vollständiges Auslöschen. Und doch wußte niemand, woher diese furchtbare Macht kam, die wie eine schwarze Wolke über der ganzen Stadt hing. Kein Wunder, daß die Menschen zitterten und voller Furcht einhergingen. Nicht einmal mitten im Herzen der Wildnis hätten sie gewagt, dem Zweifel, der sie bedrückt hatte, in geflüsterten Worten Ausdruck zu geben.

Zunächst wurde diese unfassbare, schreckliche Macht an denen verübt, die den Glauben der Mormonen zwar angenommen hatten, aber dann gerne wieder davon losgekommen wären. Bald jedoch weitete sich der Terror immer weiter aus. Schließlich gab es nicht mehr genug Frauen im heiratsfähigen Alter. Polygamie ohne genügend Frauen aber ist eine unfruchtbare Doktrin. Merkwürdige Gerüchte gingen von Mund zu Mund, Gerüchte von ermordeten Einwanderern und niedergemachten Siedlungen in Gegenden, wo Indianer nie gesehen worden waren. Neue Frauen tauchten in den Harems der Ältesten auf. Es waren Frauen, die viel weinten und dahinsiechten und auf ihren Gesichtern die unauslöschlichen Zeichen erlebten Schreckens trugen. Wanderer, die noch zu später Stunde in den Bergen gewesen waren, berichteten von Banden bewaffneter und maskierter Männer, die geheimnisvoll und leise an ihnen vorbeigehuscht waren. Die Geschichten und Gerüchte verdichteten sich und nahmen Gestalt an, wurden gewisser und gewisser, bis man sie endlich mit Namen belegen konnte. Bis zum heutigen Tage sind Namen wie Danite Bande und Racheengel in den einsamen Farmen im Westen gefürchtet und schicksalsschwer. Aber das

Wissen um diese Organisationen, die so schreckliche Taten vollbrachten, verminderte nicht den Schrecken vor ihnen, eher verstärkte es die Angst der Leute noch. Niemand wußte, wer zu diesen grauenhaften Banden gehörte. Die Namen derer, die an den Gewalt- und Bluttaten im Namen der Religion teilnahmen, wurden streng geheimgehalten. Der gleiche Freund, dem man seinen Ärger über den Propheten mitteilte, konnte derjenige sein, der auf Befehl desselben an einem Überfall mit Feuer und Schwert teilnahm und ihn schrecklich büßen ließ. Daher fürchtete jeder seinen Nachbarn. Niemand sprach über die Dinge, die ihm am meisten am Herzen lagen.

Eines schönen Morgens, als John Ferrier gerade dabei war, in die Weizenfelder zu reiten, hörte er das Aufklinken des Hoftors. Er blickte aus dem Fenster. Ein Mann mittleren Alters und mit sandfarbenem Haar kam den Weg herauf. Ferriers Herz klopfte bis zum Halse, denn niemand anders als der große Brigham Young selber kam den Weg herauf. Voller Sorge, denn er wußte sehr wohl, daß ihm ein solcher Besuch nichts Gutes bringen konnte, lief er zur Haustür, um den großen Chef der Mormonen zu begrüßen. Letzterer empfing diese Begrüßung jedoch kühl und folgte ihm mit strengem Gesicht ins Wohnzimmer.

Er nahm Platz, beäugte den Bauern unter seinen hellfarbenen Wimpern aufmerksam und sagte dann schließlich: »Bruder Ferrier, die Gläubigen des wahren Glaubens sind Dir gute Freunde gewesen. Wir haben uns Deiner angenommen, als Du in der Wüste fast verhungert wärest. Wir haben unsere Nahrung mit Dir geteilt und haben Dich sicher ins gelobte Land geleitet. Wir haben Dir einen guten Anteil von unserem Land gegeben und haben zugesehen, wie Du unter unserem Schutz reich geworden bist. Ist das nicht so?«

»Ja, das ist so«, sagte John Ferrier.

»Und all das haben wir unter einer einzigen Bedingung getan. Wir baten Dich, unseren einzigen, wahren Glauben anzunehmen und Dich unserer Lebensart anzupassen. Das zu tun hast Du auch versprochen. Aber wenn ich recht unterrichtet bin, hast Du das vernachlässigt.«

»Aber inwiefern sollte ich das vernachlässigt haben?« rief John Ferrier und hob im Protest die Hände hoch. »Habe ich nicht meine Beiträge immer pünktlich gezahlt? Bin ich nicht regelmäßig im Tempel gewesen? Habe ich nicht...?«

»Wo sind Deine Frauen?« fragte Young und sah sich um. »Ruf sie herein, ich möchte sie begrüßen.«

»Da haben Sie recht, verheiratet bin ich nicht«, antwortete Ferrier. »Aber es gab so wenig Frauen und soviel Männer, die größeren Anspruch auf sie hatten als ich. Ich war kein einsamer Mann. Dann hatte ich ja auch meine Tochter, die nach allem sah, was ich brauchte.«

»Auf Deine Tochter wollte ich gerade zu sprechen kommen. Darum bin ich eigentlich hierher gekommen«, sagte der Mormonenführer. »Sie ist zur Blüte von Utah herangewachsen und mancher, der in diesem Lande groß ist, hat Wohlgefallen an ihr gefunden.«

John Ferrier stöhnte innerlich.

»Es gehen Geschichten um, die ich kaum glauben mag, Geschichten, die besagen, daß sie einem Ungläubigen versprochen ist. Dies ist gewiß Geschwätz einer Zunge, die nichts Besseres zu tun hat, als dummes Zeug zu reden. Wie lautet die dreizehnte Regel im Gesetzesbuch des heiligen Josph Schmidt? >Laßt jedes Mädchen, das dem wahren Glauben angehört, einen Erwählten heiraten, denn wenn sie einem Ungläubigen vermählt wird, so begeht sie eine beklagenswerte Sünde.< Da dies so ist und du es auch weißt, wirst du natürlich auf keinen Fall einwilligen, daß sie gegen dieses Gebot verstößt.«

John Ferrier gab keine Antwort. Seine nervösen Hände spielten mit der Reitpeitsche.

»An diesem Punkte wollen wir deinen Glauben prüfen, so wurde es im geheiligten Rat der Vier beschlossen. Das Mädchen ist jung und wir wollen sie nicht an einen alten Mann verheiraten. Sie soll auch selbst die Wahl haben, nein, wir wollen ihr die Wahl nicht abnehmen. Wir Ältesten haben eine Menge Frauen, aber unsere Kinder sollen auch versorgt sein. Stangerson hat einen Sohn und Drebber hat auch einen Sohn. Jeder von beiden würde deine Tochter gerne in seinem Hause willkommen heißen. Was sagst du dazu?«

Ferrier schwieg einen kleinen Augenblick. Seine Augenbrauen hatten sich zusammengezogen.

»Geben Sie uns ein bißchen Zeit«, sagte er schließlich. »Meine Tochter ist noch sehr jung. Eigentlich ist sie noch kaum heiratsfähig.«

»Sie soll einen Monat Zeit haben, in dem sie wählen kann«, sagte Young und erhob sich von seinem Platz. »Wenn die Zeit abgelaufen ist, wird sie ihre Antwort geben müssen.«

Er war schon durch die Tür gegangen. Da drehte er sich noch einmal um. »John Ferrier«, donnerte er mit gerötetem Gesicht und sprühenden Augen, »es wäre besser für dich gewesen, wenn deine Knochen jetzt auf der Sierra Blanco bleichten, als daß du dem heiligen Befehl der geheiligten Vier nicht gehorchst!«

Mit einer Drohgebärde wandte er sich zum Gehen. Ferrier hörte seine schweren Schritte den Kiespfad hinunterstapfen.

Lange saß er da und hatte die Ellenbogen auf die Knie gestützt. Wie sollte er diese schreckliche Nachricht seiner Tochter erzählen? Plötzlich legte sich eine sanfte Hand auf seine Schulter. Als er aufsah, stand seine Tochter neben ihm. Ihr blasses, verängstigtes Gesicht zeigte ihm, daß sie alles gehört hatte.

»Ich kann nichts dafür«, beantwortete sie seinen Blick. »Seine Stimme drang durch das ganze Haus. Oh Vater, Vater, was sollen wir nun bloß tun?«

»Fürchte dich nicht zu sehr«, antwortete er, zog sie zu sich heran und streichelte mit seiner breiten, groben Arbeitshand ihr helles Haar. »Auf die eine oder andere Weise werden wir es wohl hinkriegen. Dein Gefühl für Deinen Freund hat inzwischen nicht irgendwie nachgelassen, oder?«

Sie schluchzte auf und drückte seine Hand. Das war ihre einzige Antwort.

»Nein, natürlich nicht. Ich wollte es auch gar nicht anders hören. Er ist ein liebenswerter Kerl und Christ ist er auch. Das ist mehr als was all diese Leute mit ihrem Beten und Predigen sind. Morgen geht eine Gruppe nach Nevada. Ich will sehen, daß ich ihm eine Nachricht schicke, die ihm erklärt, wie die Dinge hier stehen und in was für Schwierigkeiten wir hier geraten sind. Wenn ich den jungen Mann richtig einschätze, kommt er schneller als ein Telegramm zurück.«

Mit Tränen in den Augen lachte Lucy über den Scherz ihres Vaters.

»Wenn er kommt, dann wird er uns raten und helfen, wie wir es am besten machen können. Aber ich habe jetzt Angst um Dich, Vater. Man hört — so schreckliche Geschichten über Leute, die gegen den Propheten sind. Irgendetwas Schreckliches passiert ihnen immer.«

»Aber bisher haben wir noch nichts gegen ihn unternommen«, antwortete ihr Vater. »Wenn wir das erst tun, dann müssen wir ganz sicherlich auf der Hut sein. Wir haben noch einen ganzen Monat vor uns. Wenn der zu Ende ist, dann verschwinden wir am besten aus Utah.«

»Utah verlassen!«

»Ja, darauf läuft es hinaus.«

»Und was wird mit der Farm?«

»Wir wollen sehen, daß wir soviel Geld wie möglich zusammenkriegen. Den Rest lassen wir einfach fahren. Um die Wahrheit zu sagen, Lucy, ich habe schon öfter mit dem Gedanken gespielt. Ich bin immer ein freier Mensch gewesen. Mich einem Menschen zu beugen, so wie hier ein ganzes Volk sich unter die Knute des verdamnten Propheten beugt, das ist eigentlich nie so recht meine Art gewesen. Ich bin ein freier Amerikaner und dies Leben hier paßt schlecht zu mir. Ich bin zu alt, um mich wirklich ändern zu können. Möglicherweise kommt er eines Tages hier auf die Farm und muß sehen, daß sich zwei Ausreißer auf den Weg in entgegengesetzte Richtung davongemacht haben.«

»Aber sicherlich lassen sie uns nicht so einfach ziehen«, wandte die Tochter ein.

»Warte bis Jefferson kommt, der wird hier alles schnell regeln. In der Zwischenzeit solltest du dir keine Sorgen machen, mein Liebling. Sieh zu, daß deine Augen nicht so rot und verquollen sind. Sonst läßt er es an mir aus, wenn er dich so sieht. Es gibt nichts, wovor man Angst haben mußte. Es gibt überhaupt keine Gefahr.«

John Ferrier flüsterte ihr sehr zuversichtliche Trostworte ins Ohr. Aber sie konnte gar nicht übersehen, daß er die Türen mit unüblicher Vorsicht verschloß und daß er sein verrostetes Gewehr, das an der Wand des Schlafzimmers gehangen hatte, sehr sorgfältig reinigte und lud.

4. KAPITEL

Eine Flucht ums Leben

Am Morgen nach dem Gespräch mit dem Propheten der Mormonen fuhr John Ferrier nach Salt Lake City. Dort machte er einen Bekannten ausfindig, der gerade dabei war, in die Nevada Mountains aufzubrechen. Ihm vertraute er die Nachricht für Jefferson Hope an. Er hatte dem jungen Mann von der drohenden Gefahr geschrieben und machte ihm in seinem Brief klar, daß es notwendig sei, daß er so schnell wie möglich zurückkomme. Als er das erledigt hatte, war ihm wohlher zumute. Mit leichterem Herzen kehrte er heim.

Als er sich seiner Farm näherte, wunderte er sich, denn an beiden Seiten des Tores waren Pferde angebunden.

Noch mehr verwunderten ihn die Besucher. Zwei junge Männer hatten sich in seinem Wohnzimmer breit gemacht. Einer von ihnen, ein Jüngling mit einem langen, blassen Gesicht, hatte sich im Schaukelstuhl zurückgelehnt und die Füße auf den Ofen gelegt. Der andere, ein stiernackiger junger Mann mit grobem, aufgedunsenem Gesicht, stand mit den Händen in den Taschen am Fenster und piffte einen Schlager. Beide nickten Ferrier zu, als er eintrat, und der im Schaukelstuhl eröffnete das Gespräch.

»Vielleicht kennen Sie uns nicht«, sagte er. »Dies hier ist der Sohn des Ältesten Drebber und ich bin Joseph Stangerson, der mit Euch gereist ist, als der Herr in der Wüste seine Hand ausstreckte, um euch zu der Herde der wahrhaft Gläubigen zu versammeln.«

»Genauso wie er es mit allen Menschen und Nationen zu seiner Zeit tun wird«, sagte der andere mit näseler Stimme. »Gottes Mühlen mahlen langsam, aber fein.«

John Ferrier verbeugte sich kühl. Er hatte seine Gäste auf den ersten Blick erkannt.

»Wir sind auf den Rat unserer Väter gekommen«, fuhr Stangerson fort, »um die Hand Eurer Tochter anzuhalten, wem von uns beiden Ihr sie geben möchtet. Da ich nur vier Frauen habe, Bruder Drebber aber sieben, scheint es, als habe ich das größere Recht auf sie.«

»Nein, Bruder Stangerson«, rief der andere, »es geht nicht darum, wieviele Frauen einer von uns hat, sondern wieviele er sich halten kann. Mein Vater hat mir inzwischen seine Mühle übertragen und so bin ich der reichere von uns beiden.«

»Aber meine Aussichten sind besser«, rief der andere hitzig. »Wenn der Herr meinen Vater von hinnen nimmt, werde ich seine Gerberei und seine Lederfabrik erben. Außerdem bin ich älter als du und habe so den höheren Rang im Tempel.«

»Lassen wir doch die Jungfrau entscheiden«, sagte der junge Drebber und betrachtete wohlgefällig sein eigenes Bild im Spiegel. Wir überlassen alles ihrer Entscheidung.«

Während dieses Gesprächs stand John Ferrier schäumend vor Wut in der Tür, kaum in der Lage, die Reitpeitsche nicht über die Rücken seiner Gäste zu schwingen.

»Schauen Sie her«, sagte er schließlich und schritt auf sie zu. »Wenn meine Tochter Sie darum bittet, dann dürfen Sie kommen. Aber bis das soweit ist, möchte ich Sie hier nicht mehr sehen.«

Beide jungen Männer starrten ihn erstaunt an. In ihren Augen war dieses Werben um die Hand des jungen Mädchens die größte Ehre, die sie ihrem Vater antun konnten.

»Es gibt zwei Möglichkeiten, das Zimmer zu verlassen«, rief John Ferrier. »Hier ist die Tür und hier ist das Fenster.«

Sein braunes Gesicht sah wild aus und seine magere Hand wirkte so drohend, daß seine Gäste aufsprangen und eiligst das Weite suchten. Der alte Farmer folgte ihnen bis zur Tür.

»Laßt mich hören, wenn ihr euch entschieden habt, welcher von euch sie haben soll«, rief er zynisch.

»Das wirst du büßen!«, rief Stangerson, weiß vor Wut im Gesicht. »Du hast den Willen des Propheten und den Rat der Vier verachtet. Das wirst du bis ans Ende deines Lebens bereuen.«

Ferrier drehte sich um und wollte sein Gewehr holen. Aber Lucy hatte seinen Arm gepackt und hielt ihn zurück. Bevor er sich von ihrem Griff freimachen konnte, hörte er die klappernden Hufe der Pferde. Sie waren außer Reichweite.

»Diese jungen, verdorbenen Kerle!« rief er aus und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Lieber würde ich dich, mein Kind, ins Grab legen, als dich einem von ihnen zur Frau zu geben.«

»Genauso denke ich auch, Vater«, antwortete sie hitzig, »aber Jefferson wird ja bald hier sein.«

»Ja, es dauert nicht mehr lange, dann ist er da. Je eher er kommt, desto besser, denn nun wissen wir wirklich nicht, was sie als nächstes vorhaben.«

Es wurde tatsächlich höchste Zeit, daß dem tapferen alten Farmer und seiner Adoptivtochter tüchtige und tatkräftige Hilfe zuteil wurde. In der ganzen Geschichte der Siedlung hatte es keinen solchen Fall von Gehorsamsverweigerung dem Willen der Ältesten gegenüber gegeben. Wenn schon geringere Verfehlungen so schwer bestraft wurden, wie würde dann das Schicksal dieses Erzrebellen aussehen? Ferrier wußte wohl, daß weder sein Reichtum noch sein Stand ihm von Nutzen sein konnte. Andere, die einen genauso guten Namen gehabt und genauso reich gewesen waren, waren wie von Geisterhand verschwunden und ihr Vermögen dem Tempel vermacht worden. Zwar war er ein tapferer Mann, aber er zitterte, wenn er an den vagen, nicht faßbaren, schattengleichen Terror dachte, der über ihm hing. Jeder bekannten Gefahr hätte er mit zusammengebißenen Zähnen ins Gesicht gesehen. Aber diese Ungewißheit war entnervend. Er verbarg seine Sorgen jedoch vor seiner Tochter und versuchte, die Sache leicht zu nehmen. Aber mit den Augen der Liebe sah sie sehr wohl, wie sehr er sich sorgte.

Er hatte erwartet, für sein Verhalten einen Verweis von Young zu bekommen. Und er täuschte sich nicht. Aber der Denkartel erreichte ihn auf eine Weise, mit der er nicht gerechnet hatte. Als er nämlich am Morgen aufstand, fand er zu seiner Überraschung ein kleines, viereckiges Stück Papier auf seiner Bettdecke, oberhalb seiner Brust befestigt. Darauf war in großen, unregelmäßig gedruckten Buchstaben zu lesen: »Neunundzwanzig Tage sind dir für deine Bekehrung gegeben, dann...«

Dieser Wisch wirkte furchterregender als jede andere Drohung. Lange Zeit grübelte Ferrier darüber nach, wie diese Drohung in sein Schlafzimmer gekommen sein konnte. Seine Knechte schliefen im Nebenhaus und die Fenster waren fest verschlossen. Er zerknüllte das Papier und erzählte seiner Tochter nichts davon. Trotzdem ließ dieser Zwischenfall ihm das Blut in den Adern gefrieren. Diese neunundzwanzig Tage waren noch übrig von dem Monat, den Young ihm versprochen hatte. Welchen Mut und welche Kraft sollte man einem Feind gegenüber einsetzen, der über geheimnisvolle Kräfte zu verfügen schien? Die Hand, die die Nadel an der Bettdecke festgesteckt hatte, hätte sein Herz durchbohren können. Er hätte nicht einmal gewußt, wer ihn umgebracht hatte.

Noch mehr erschrak er am nächsten Morgen. Sie hatten sich niedergesetzt, um zu frühstücken, als Lucy mit einem Schrei der Überraschung nach oben zeigte. In der Mitte der Zimmerdecke war, scheinbar mit einem angebrannten Stück Holz, die Nummer 28 geschrieben. Seine Tochter konnte nicht wissen, was es bedeuten sollte, aber ihm war es natürlich sofort klar. In der nächsten Nacht blieb er auf, das Gewehr in der Hand. Er wachte und wartete, sah und hörte aber nichts. Und doch war am nächsten Morgen eine große 27 an die Haustür gemalt.

Dies geschah Tag für Tag. So sicher, wie der Morgen hereinbrach, so sicher konnte er sein, daß eine unsichtbare Hand ihr Kalendarium verewigt und an sichtbarer Stelle niedergeschrieben hatte, wieviel Tage von dem Monat der Gnade ihm noch blieben.

Manchmal erschien die schicksalshafte Zahl an einer Wand, manchmal auf einem Fußboden. Gelegentlich hatte sie eine kleine Karte an die Gartenpforte gesteckt und manchmal an das Treppengeländer. So wachsam John Ferrier auch war, so konnte er doch nicht ausmachen, woher diese täglichen Drohungen kamen. Ein lähmender Schrecken, der beinahe in Aberglauben ausartete, hatte sich ihm beim Anblick dieser Botschaften bemächtigt. Er wurde mager und ruhelos und seine Augen hatten den verängstigten Blick eines gejagten Wildes angenommen. Inzwischen war ihm nur noch eine Hoffnung geblieben, lebendig aus der Sache herauszukommen. Das war die Ankunft des jungen Jägers aus Nevada.

Aus zwanzig Tagen waren fünfzehn geworden und aus fünfzehn zehn. Kein Zeichen von dem abwesenden Freund hatte sie bisher erreicht. Die Zahlen wurden kleiner und kleiner und immer noch kein Zeichen von ihm. Immer, wenn ein Reiter die Straße entlang kam oder ein Kutscher sein Pferd anbrüllte, lief der alte Bauer zum Tor, immer in der Hoffnung, daß Hilfe endlich nahe war. Schließlich wechselte die fünf zur vier über, dann kam die drei. Da verlor der alte Mann den Mut und gab alle Hoffnung auf Rettung auf. Er war allein. In der Bergwelt, die die Siedlung umgab, kannte er sich schlecht aus. Er wußte, daß er machtlos war. Dazu wurden die befahrbaren Straßen streng bewacht. Ohne ausdrücklichen Befehl des Rates der Vier durfte niemand von ihnen die Grenzen überschreiten. Man konnte es drehen und wenden wie man wollte, ihre Lage erschien aussichtslos. Sie würden den Schlag des Schicksals, der über ihnen schwebte, einstecken müssen. Trotzdem wankte der alte Mann keinen Augenblick in seinem Entschluß. Lieber wollte er das Leben lassen, als dem zuzustimmen, was er als Unehre für seine Tochter empfand.

Eines Abends saß er alleine da und brütete über seinen Sorgen. Vergeblich suchte er nach einem Ausweg. Am nächsten Morgen war die Nummer 2 an seiner Hauswand zu lesen. Der nächste Tag würde der letzte Tag der zugebilligten Gnade sein. Was würde dann geschehen? Schreckliche Phantasien erfüllten seine Gedanken. Und seine Tochter? Was würde aus ihr werden, wenn er tot war? Gab es für sie keine Fluchtmöglichkeit aus diesem unsichtbaren Netz, das um sie herum gezogen worden war? Sein Kopf sank auf den Tisch und er weinte im Angesicht seiner eigenen Machtlosigkeit.

Was war das? In der Stille hörte er ein leises, kratzendes Geräusch — leise, aber in der Stille der Nacht doch deutlich hörbar. Ein paar Augenblicke hörte er nichts, aber dann wurde das leise, geheimnisvolle Geräusch wiederholt. Jemand klopfte offensichtlich sehr vorsichtig an die Holzfüllung der Tür. War es der Henker? War es das Mordkommando, das die Befehle eines geheimen Tribunals auszuführen hatte? Oder war es ein Botschafter, der gekommen war, den letzten Tag der Gnade anzuzeigen? Lieber wollte John Ferrier dem Tod ins Gesicht sehen, als noch länger die Ungewißheit ertragen, die an den Nerven zerrte und ihm das Blut in den Adern gerinnen ließ. Er ging zur Tür, zog den Riegel zurück und riß die Tür auf.

Draußen war alles friedlich und ruhig. Die Nacht war herrlich. Die Sterne blinkten hell und klar am Himmel. Der Bauer durchforschte mit suchendem Blick seinen kleinen, umzäunten Vorgarten. Aber weder dort noch auf der Straße regte sich eine menschliche Seele. Mit einem Seufzer der Erleichterung sah er nun nach rechts und links. Schließlich wanderte sein Blick vor die eigenen Füße. Vor sich erblickte er zu seinem großen Erstaunen einen Mann, der bäuchlings auf dem Boden lag und Arme und Beine weit von sich gestreckt hielt. Völlig entnervt lehnte Ferrier sich gegen die Wand, die Hand am Hals, um einen Schrei zu unterdrücken. Zunächst glaubte er, vor ihm läge ein Sterbender oder Schwerverwundeter. Aber als er genau hinsah, bewegte sich die Gestalt, ja sie kroch und wand sich mit der Schnelligkeit und Geräuschlosigkeit einer Schlange in seinen Flur. Schließlich war sie im Haus, sprang auf die Füße und schloß die Tür. Der verwunderte Bauer sah in das wilde, entschlossene Gesicht Jefferson Hopes.

»Guter Gott, hast du mich erschreckt. Warum bist du auf diese Weise gekommen?«

»Gib mir etwas zu essen«, sagte Hope rauh. »Ich hab mir seit achtundvierzig Stunden keine Zeit für einen Bissen oder einen

Schluck Wasser genommen.« Er fiel über das kalte Fleisch und das Brot her, das von ihrem Abendbrot noch auf dem Tisch stand. Gierig schlang er es herunter.

»Wie erträgt Lucy all das?« fragte er, als sein Hunger einigermaßen gestillt war.

»Sie weiß nicht einmal, in welcher Gefahr wir sind«, antwortete der Bauer.

»Das ist gut so. Das Haus ist von allen Seiten bewacht. Deswegen mußte ich auf allen Vieren kriechen. Sie mögen verflucht scharf sein, aber ganz so helle, daß sie einen Washoe Jäger erwischen, sind sie doch nicht.«

Jetzt, wo er endlich einen Verbündeten bekommen hatte, fühlte sich John Ferrier wie ausgewechselt. Er nahm die lederharte Hand des jungen Mannes und drückte sie herzlich.

»Du bist ein Mann, auf den man stolz sein kann«, sagte er. »Es gibt nicht viele, die gekommen wären, um unsere Sorgen und die gefährliche Situation zu teilen.«

»Da magst du recht haben, Partner«, antwortete der junge Jäger. »Ich habe dich wirklich gern. Aber wenn du hier allein in der Sache drin wärest, hätte ich es mir sicherlich zweimal überlegt, ob ich Lust gehabt hätte, meinen Kopf in ein solches Hornissennest zu stecken. Aber der Gedanke an Lucy hat mich hergetrieben. Bevor ihr etwas geschieht, wird es einen aus der Familie Hope weniger in Utah geben, nehme ich an.«

»Was sollen wir nun machen?«

»Morgen ist dein letzter Tag. Wenn du nicht heute nacht handelst, bist du verloren. Ich habe zwei Pferde und einen Maulesel in der Adlerschlucht, die auf uns warten. Wieviel Geld hast du?«

»Zweitausend Dollar in Gold und fünf in Scheinen.«

»Das müßte reichen. Ich habe auch etwa soviel. Wir müssen uns nach Carson City durch die Berge durchschlagen. Du solltest Lucy jetzt wecken. Bloß gut, daß das Gesinde nicht im Haus schläft.«

Als Ferrier gegangen war, um seine Tochter auf die Reise vorzubereiten, packte Jefferson Hope alles Eßbare, das er finden konnte, zu einem kleinen Paket zusammen. Dann füllte er einen irdenen Krug mit Wasser, denn er wußte, daß es nur wenige Quellen in den Bergen gab und große Wegstrecken zwischen ihnen lagen. Kaum war er damit fertig, als der Farmer und seine Tochter, völlig fertig für die Reise angezogen, zurückkehrten. Die beiden Liebenden begrüßten sich warm und herzlich, aber kurz, denn die Minuten waren kostbar und es gab noch viel zu tun.

»Wir müssen sofort aufbrechen«, sagte Jefferson Hope. Er sprach zwar leise, aber resolut wie jemand, dem die Größe der Gefahr wohl bewußt ist, der sich aber fest entschlossen hatte, ihr zu begegnen. »Der Vorder- und auch der Hintereingang werden bewacht, aber wenn wir vorsichtig sind, können wir durch das Seitenfenster und über die Felder entkommen. Wenn wir erst einmal auf der Straße sind, sind es nur noch zwei Meilen bis zu der Schlucht, wo die Pferde warten. Bei Tagesanbruch sollten wir halbwegs durch die Berge hindurch sein.«

»Was tun, wenn wir angehalten werden?« fragte Ferrier. Hope tippte auf den Griff seines Revolvers, der aus seiner Jacke herausschaute. »Wenn es zuviele für uns sind, werden wir wenigstens zwei oder drei von ihnen mit uns ins Jenseits nehmen«, sagte er mit hintergründigem Lächeln.

Alles Licht im Innern des Hauses war gelöscht worden. Von dem dunklen Fenster aus starrte Ferrier über die Felder, die ihm gehört hatten und die er nun für immer verlassen sollte. Schon lange hatte er sich dazu durchgerungen, dieses Opfer zu bringen. Die Ehre und das Glück seiner Tochter erschienen ihm wichtiger als die nun verlorenen Güter. Alles wirkte so glücklich und zufrieden, das Rauschen der Bäume und das schweigende, breite Weizenfeld, daß es einem schwerfallen mochte, zu glauben, daß Mordgeist hinter diesem friedlichen Schein lauerte. Aber das weiße Gesicht und der entschlossene Ausdruck des jungen Jägers machten ihm nur allzu klar, daß dieser, als er sich zum Farmhaus geschlichen hatte, genug gesehen hatte. Jeder Zweifel war ausgeschlossen.

Ferrier trug den Beutel mit dem Geld und den Banknoten,

Jefferson Hope hatte ihren mageren Proviant und das Wasser, während Lucy in einem kleinen Bündel ein paar ihrer kostbarsten Besitztümer verknotet hatte. Das Fenster wurde sehr vorsichtig und sorgfältig geöffnet. Sie hatten gewartet, bis eine Wolke die Nacht ein wenig verdunkelt hatte. Dann schlichen sie einer nach dem anderen durch den kleinen Garten. Mit angehaltenem Atem und in gebückter Haltung durchquerten sie ihn, suchten Schutz bei der Hecke, schlichen an dieser entlang, bis sie zu einer Stelle kamen, die ins freie Kornfeld führte. Sie hatten diese Stelle gerade erreicht, als der junge Mann seine Begleiter plötzlich packte und sie in den Schatten zurückzog. Dort lagen sie schweigend und zitternd.

Durch das Leben in der Prärie hatte Jefferson Hope ein sehr feines Gespür bekommen. Das kam ihnen jetzt zustatten. Kaum hatten er und seine Freunde nämlich Deckung eingenommen, als ein paar Meter von ihnen entfernt das melancholische Rufen der Bergeule erscholl. Dies wurde sofort von einem anderen Vogelruf beantwortet, der ebenfalls ganz aus der Nähe kam. Im gleichen Augenblick löste sich eine kaum wahrnehmbare, fast schattenhafte Gestalt aus

dieser Stelle, wohin sie eben noch gestrebt hatten. Das gleiche Signal ertönte noch einmal, und schon tauchte noch ein Mann aus der Dunkelheit auf.

»Morgen um Mitternacht«, sagte der Erste, der der Anführer zu sein schien. »Wenn der Uhu dreimal gerufen hat.«

»In Ordnung«, gab der andere zurück, »soll ich Bruder Drebber Bescheid sagen?«

»Ja, und er soll es ebenfalls weitergeben. Neun und sieben.«

»Sieben und fünf«, wiederholte der andere. Die beiden Gestalten huschten in verschiedenen Richtungen davon. Ihre abschließenden Worte schienen ganz offensichtlich eine Art Zeichen und Gegenzeichen zu sein. In dem Augenblick, als die Schritte in der Ferne nicht mehr zu hören waren, sprang Jefferson Hope auf die Füße. Er half seinen Begleitern durch die Öffnung und führte sie durch das Kornfeld, so schnell die Beine sie trugen. Halb trug, halb stützte er Lucy, wenn es ihm schien, daß die Kräfte das junge Mädchen verlassen wollten.

»Beeilt euch!« flüsterte er von Zeit zu Zeit. »Durch die Linie der Wächter sind wir durch.

Alles hängt davon ab, daß wir schnell sind. Also los, schneller!«

Als sie erst einmal auf der Straße waren, kamen sie gut voran. Nur einmal kam ihnen jemand entgegen, aber da schafften sie es, sich rechtzeitig im Kornfeld zu verstecken, so daß sie nicht entdeckt wurden. Bevor sie die Stadt erreichten, schlug der Jäger einen schmalen rauhen Pfad ein, der in die Berge führte. Zwei dunkle, zerklüftete Gipfel wirkten in der Finsternis dunkel und drohend, der schmale Pfad zwischen ihnen führte zu der Adlerschlucht, wo die Pferde auf sie warteten.

Mit unfehlbarem Instinkt fand Jefferson Hope den Weg zwischen den großen Felsblöcken hindurch und am Ufer des ausgetrockneten Bächleins entlang. Schließlich kamen sie zu einer versteckten Stelle, die von Felsen umgeben war. Hier waren die treuen Pferde zurückgelassen worden. Das Mädchen wurde auf den Maulesel gesetzt, der alte Ferrier mit seinem Beutel mit Geld in der Hand bestieg eines der Pferde, während Jefferson Hope das andere beim Zaumzeug nahm und die Gruppe durch die gefährliche Schlucht führte.

Für jemanden, der die wilde Bergwelt nicht kannte, eine Landschaft, die die Natur in einer ihrer wildesten Launen hervorgebracht zu haben schien, war diese Route schon furchterregend und abenteuerlich. Auf der einen Seite türmten sich wilde, zerklüftete Felsen auf, die ernst, drohend und dunkel auf sie herabschauten und die an die vierhundert Meter oder noch höher waren. Die langen Basaltstreifen wirkten wie versteinerte Ungeheuer aus der Urzeit. Auf der anderen Seite türmten sich Geröll und Schutt und einzelne Felsblöcke, die das Vorankommen fast unmöglich machten. Zwischen diesen hindurch führte ein enger Zickzackpfad, der so schmal war, daß sie nur im Gänsemarsch marschieren konnten. So uneben und rauh war der Pfad, daß nur ein sehr geübter Reiter ihn überhaupt bewältigen konnte. Und doch waren, trotz all der Schwierigkeiten und Gefahren, die Herzen der Flüchtlinge leicht, denn jeder Schritt vergrößerte die Entfernung zwischen ihnen und jenem Despoten.

Sehr bald sollten sie jedoch spüren, daß sie noch im Machtbereich der Heiligen waren. Sie hatten das wildeste und einsamste Stück dieses Pfades erreicht. Plötzlich schrie Lucy erschreckt auf und wies in die Höhe. Auf einem Felsen, von dem aus der Pfad gut zu überblicken war, stand ein einsamer Wächter. In dem Augenblick, als sie ihn wahrnahmen, sah er auch sie. Sein scharfer Anruf »Wer da?« schallte durch die stille Schlucht.

»Reisende nach Nevada«, sagte Jefferson Hope und hatte die Hand am Gewehr, das neben seinem Sattel hing.

»Mit wessen Erlaubnis?« fragte er.

»Die Heiligen Vier«, antwortete Ferrier. Seine Erfahrung unter den Mormonen hatte ihn gelehrt, das dies die größte Autorität war, auf die er sich berufen konnte.

»Neun zu Sieben«, rief der Wächter.

»Sieben zu Fünf«, antwortete Jefferson Hope prompt, indem er sich an Zeichen und Gegenzeichen im Garten erinnerte.

»In Ordnung! Der Friede Gottes sei mit Euch!« sagte die Stimme von oben. Hinter dieser Wachstelle wurde der Weg breiter, die Pferde konnten nun leicht dahingaloppieren. Sie

wandten sich noch einmal um und sahen den einsamen Wächter, der sich auf sein Gewehr stützte. Sie hatten die äußerste Wachstation der Erwählten erreicht, vor ihnen lag die Freiheit.

5. KAPITEL

Die Racheengel

Die ganze Nacht über wanderten sie durch das unwirtliche Gebirge, über versteckte, verwachsene Pfade, auf denen das Vorankommen mühsam war, weil der Weg oft von Felsbrocken übersät war. Mehr als einmal kamen sie vom Weg ab, aber Hope kannte sich so gut im Gebirge aus, daß sie immer wieder auf den rechten Weg zurückfanden. Als schließlich der Morgen dämmerte, tat sich ein aufregend schöner, wenn auch wilder Ausblick vor ihnen auf. Sie waren umgeben von schneebedeckten Berggipfeln, die am weiten Horizont einer dem ändern über die Schulter zu blicken schienen. So steil waren die Felsen, durch die sie ihr Weg führte, daß Fichten und Lärchen sich direkt über ihren Köpfen auszubreiten schienen. Es war, als benötigten sie nur einen Windstoß, um auf sie zu fallen. Das Gefühl von Gefahr war auch nicht nur Einbildung, denn in dem ganzen unfruchtbaren Tal lagen entwurzelte Stämme, die in Sturmnächten herausgerissen und ins Tal geschleudert worden waren. Einmal geschah es ihnen auch, daß ein mächtiger Felsbrocken herunterkam, als sie gerade vorübergegangen waren. Das müde Pferd war vor Schreck in Galopp gefallen.

Dann ging die Sonne am östlichen Himmel auf. Die Berggipfel leuchteten einer nach dem anderen, wie Lampen auf einem riesigen Fest, bis alle Gipfel rötlich glühten. Dieses großartige Naturereignis gab den drei müden Wanderern wieder Zuversicht und neue Energie. An einem wilden Wasserfall, der aus einer Felsspalte austrat, hielten sie, um die Pferde zu tränken, während sie selber ein hastiges Frühstück einnahmen. Lucy und ihr Vater hätten gerne eine längere Rast eingelegt, aber Jefferson Hope war unnachgiebig. »Sie haben gewiß unsere Flucht inzwischen entdeckt«, sagte er. »Wir müssen uns beeilen, alles hängt daran. Wenn wir erst einmal sicher in Carson sind, können wir uns ausruhen, soviel wir wollen.« Den ganzen Tag lang kämpften sie sich so durch die mühsamen Trampelpfade voran. Gegen abend rechneten sie sich aus, daß sie wohl an die dreißig Meilen aus dem Feindesland heraus waren. Zur Nachtzeit fanden sie Zuflucht unter Felsen, die Schutz boten vor dem eisigen Wind. Dort rückten sie eng aneinander heran, um sich gegenseitig zu wärmen und gönnten sich ein paar Stunden Schlaf. Bevor jedoch der Tag anbrach, waren sie wieder auf den Beinen. Bisher hatten sie kein Zeichen von ihren Verfolgern gesehen. Schon begann Jefferson Hope zu hoffen, daß sie aus der Reichweite der schrecklichen Organisation heraus waren. Er wußte jedoch nicht, wie weit ihr schrecklicher, eiserner Arm in Wirklichkeit reichte, oder wie bald sie sie eingeholt haben würden, um sie zu Boden zu zwingen.

Am zweiten Tag ihrer Flucht ging ihnen ihr kleiner Vorrat an Proviant aus. Das machte zwar dem Jäger nicht viel aus, denn es gab ja Wild genug in den Bergen, und schon oft hatte er von dem leben müssen, was die Wildnis ihm bot. So suchte er sich eine geschützte Nische, sammelte Feuerholz und zündete ein loderndes Feuer an, an dem seine Begleiter sich wärmen sollten, denn sie befanden sich jetzt sehr hoch über dem Meeresspiegel und die Luft war scharf und bitterkalt. Er versorgte die Pferde, küßte Lucy zum Abschied, warf sein Gewehr über die Schulter und ging los in der Hoffnung, daß das Jagdglück ihm schnell ein geeignetes Tier vor die Flinte schicken möge. Er sah sich noch einmal um. Der alte Mann und das junge Mädchen hockten nebeneinander am lodernden Feuer und wärmten sich, während die drei Tiere bewegungslos im Hintergrund standen. Danach versperrten ihm die Felsen die Aussicht. Ein paar Meilen wanderte er erfolglos von einem schmalen Tal zum ändern, obgleich er an bestimmten Zeichen an den Bäumen und anderen Signalen erkennen konnte, daß eine Anzahl von Bären in der Gegend gewesen sein mußten. Als er schließlich zwei oder drei Stunden ohne Erfolg herumgewandert war und schon traurig und mit leeren Händen umkehren wollte, sah er etwas, das sein Herz höher schlagen ließ. Am Rande eines Felsenvorsprunges stand ein riesiges Tier mit einem Paar gewaltiger Hörner, ein Bock, so riesig, daß man in ihm den Anführer einer ganzen Herde erkennen konnte, die jedoch für den Jäger jetzt noch unsichtbar war. Glücklicherweise hatte das Tier seinen Kopf zu der anderen Richtung gedreht und hatte den Jäger nicht wahrgenommen. Der Jäger lag ausgestreckt auf dem Boden, hatte sein

Gewehr gegen den Felsen gelehnt, zielte und zog vorsichtig den Abzugshahn. Das Tier tat einen Sprung, strauchelte kurz und krachte dann herunter in das Tal.

Das Tier war zu schwer, um von nur einer Person getragen zu werden, so begnügte sich der Jäger damit, einen Teil des Fleisches herauszuschneiden. Mit dieser Trophäe auf den Schultern eilte er zu ihrem Versteck zurück, denn der Abend neigte sich schon. Er hatte sich jedoch kaum auf den Rückweg gemacht, als sich ihm neue Schwierigkeiten in den Weg stellten. In seinem Eifer war er weit über die Täler hinausgegangen, die ihm bekannt waren und so war es nicht einfach, den Weg zurück zu finden. Durch das ganze Tal liefen Seitentäler, die wiederum eigene schmale Seitentäler hatten, die eines dem anderen glichen. Manchmal war es unmöglich, sie zu unterscheiden. So folgte er einem Taleinschnitt etwa eine Meile, bis er an eine Felsengruppe kam, von der er sicher war, daß er sie vorher nicht gesehen hatte. Überzeugt, daß er die falsche Richtung gewählt hatte, versuchte er einen anderen Weg, aber leider mit dem gleichen Ergebnis. Schon brach die Nacht sehr schnell herein. Es war fast völlig dunkel, als er auf den Pfad gelangte, der ihm endlich wieder bekannt vorkam. Aber auch dann war es nicht einfach, immer auf dem rechten Weg zu bleiben, denn noch war der Mond nicht aufgegangen und die hohen Felsen zu beiden Seiten des Weges verschluckten noch das wenige Licht. Seine Last lag ihm schwer auf dem Rücken und der Ausflug hatte ihn erschöpft. So stolperte er dahin, nur der Gedanke hielt ihn aufrecht, daß ja jeder Schritt ihn näher zu seiner geliebten Lucy brachte. Und schließlich konnte er froh sein, denn er hatte auf dem Rücken jetzt mehr Proviant für sie, als sie für den Rest ihrer Reise brauchten.

Inzwischen war er am Eingang jener Schlucht angekommen, in der er sie verlassen hatte.

Sogar noch im Dunkeln konnte er die Felsen ausmachen, die ihr Versteck schützend umstanden. Sie würden jetzt schon sehr auf ihn warten, überlegte er sich, denn er war fast fünf Stunden unterwegs gewesen. So froh war er, endlich wieder in ihrer Nähe zu sein, daß er die Hand an den Mund legte und ein lautes >Hallo< rief, zum Zeichen, daß er in der Nähe war und gleich kommen würde.

Er stand still und wartete auf eine Antwort. Aber niemand antwortete. Nur das Echo schallte von den hohen Felswänden in tausendfacher Wiederholung zurück. Wieder rief er, jetzt vielleicht noch lauter, aber nicht einmal ein Flüstern von seinen Freunden erreichte ihn. Eine vage, namenlose Angst erfaßte ihn. Er eilte voran, so schnell er nur konnte, in seiner Sorge warf er auch seinen kostbaren Jagdsegen fort.

Dann bog er um die Ecke, die ihm den vollen Blick auf den geschützten Platz gewährte, wo er vor Stunden das Feuer entzündet hatte. Das Holz glühte immer noch in der Asche, aber niemand schien es versorgt zu haben, nachdem er es verlassen hatte. Die gleiche Totenstille herrschte ringsum. Seine Angst wurde zu Gewißheit. Er lief, so schnell er konnte. Keine lebendige Seele war in der Nähe des Feuers zu finden; Tiere, Mann, Mädchen, alle waren fort. Es war nur zu klar, daß in seiner Abwesenheit ein schreckliches Unglück stattgefunden hatte — ein Unglück, daß sie alle betraf, von dem es aber keine Spuren gab.

Erschrocken und wie vor den Kopf geschlagen schwankte Jefferson Hope. Er mußte sich auf sein Gewehr stützen, um nicht umzufallen. Jedoch war er ein Mann, der handeln konnte. So erholte er sich schnell wieder, ergriff einen noch glühenden Ast und entfachte das Feuer zu neuer Glut. Im Schein des Feuers untersuchte er das Lager. Der Boden war zertrampelt von den Hufen vieler Pferde. Es bedeutete, daß eine größere Schar von Berittenen die Flüchtlinge eingeholt hatte und die Spur der Reiter zeigte in Richtung Salt Lake City. Hatten sie seine beiden Gefährten mitgenommen? Jefferson Hope hatte sich fast an den Gedanken gewöhnt, daß es wohl so sein mußte, als sein Blick auf etwas fiel, das jeden Nerv in ihm in Aufruhr brachte. Ein wenig weiter von dem Lager entfernt war ein aufgeworfener Hügel rötlicher Erde, der gewiß vorher nicht dagewesen war. Er kannte diese Form, es war nichts anderes als ein frisch ausgehobener Grabhügel. Der junge Jäger ging näher heran. Ein Ast war auf dem Grab eingepflanzt, in dessen Gabelung ein Zettel steckte. Die Inschrift auf diesem Stück Papier war kurz, war klar.

John Ferrier
vormals Bewohner von Salt Lake City
gestorben am 4. August 1860

Der beherzte alte Mann, den er vor wenigen Stunden verlassen hatte, war tot und dies war alles, was von ihm übriggeblieben war. Wie ein Wilder schaute sich Jefferson Hope um in der Suche nach einem zweiten Grab, aber ein solches war nicht zu finden.

Lucy war ihren schrecklichen Verfolgern in die Hände gefallen und man hatte sie als Gefangene zurück nach Salt Lake City genommen, um ihr schreckliches Los zu vollenden, indem sie dem Harem eines der Söhne der Ältesten zugeführt wurde. Als dem jungen Mann klar wurde, wie endgültig ihr Schicksal war und daß er selber völlig machtlos war, da wünschte er sich selber nichts weiter, als daß er mit dem alten Bauern zusammen in seiner letzten Ruhestätte liegen konnte.

Sein lebendiger, aktiver Geist schüttelte die Lethargie, die aus der Verzweiflung kommt, jedoch erneut ab. Nichts war ihm mehr geblieben, nichts, dem er sein Leben widmen konnte, nichts außer der Rache. Neben einer schier unerschöpflichen Geduld und einem unendlichen Durchhaltevermögen gehörte ebenfalls zu Jefferson Hopes Charakterzügen, Unrecht nicht vergessen zu können. Die Kraft der unterdrückten und lang hinausgeschobenen, aber niemals aufgehobenen Rache, war ein Charakterzug, den er vielleicht von den Indianern gelernt hatte, mit denen er zusammengelebt hatte. So stand er bei dem verlassenen Feuer und wußte, daß es nur eine einzige Möglichkeit gab, mit seinem Schmerz ins reine zu kommen, und das war, wenn er an den Verfolgern mit eigener Hand Rache verüben würde. Sein unbeugsamer Wille und seine enorme Energie würden eines Tages dieses Ziel erreichen, beschloß er bei sich selbst. Mit bleichem, zornigen Gesicht ging er zurück zu der Stelle, wo er das Fleisch hatte liegenlassen, dann fachte er das Feuer erneut an und briet so viel Fleisch, daß er einen Proviant für mehrere Tage hatte. Obgleich er sehr erschöpft war, machte er sich dennoch wieder auf den Weg über die Bergpfade und folgte der Spur der Racheengel.

Fünf Tage lang quälte und mühte er sich auf schmerzenden Füßen durch Täler und Schluchten den Weg zurück, den er auf dem Rücken eines Pferdes gekommen war. Zur Nachtzeit legte er sich im Schutz eines Felsens nieder, um ein paar Stunden Schlaf zu bekommen, aber bevor der Tag anbrach, war er schon wieder unterwegs. Am sechsten Tag erreichte er den Adler-Canon, von wo aus sie ihre schicksalhafte Flucht begonnen hatten. Von dort aus hatte er einen Ausblick auf die Stadt der Heiligen. Ausgelaugt und erschöpft stand er da, auf sein Gewehr gelehnt und erhob seine harte Hand zornig zu einer drohenden Faust über die breitverstreute Stadt unter ihm. Als er jedoch näher hinschaute, nahm er wahr, daß die Hauptstraßen geflaggt waren. Außerdem gab es noch andere Anzeichen einer Festlichkeit. Er überlegte sich, was es sein könnte, doch da hörte er hinter sich Hufgetrappel, ein berittener Mann war auf dem Weg zu der Stadt. Er ging auf den Mann zu, den er als den Mormonen Cowper erkannte und dem er zu wiederholten Malen gute Dienste getan hatte. Diesen Mann also fragte er nach dem Schicksal Lucy Ferriers.

»Ich bin Jefferson Hope«, sagte er. »Du kennst mich doch.«

Der Mormone schaute ihm mit unverhohlenem Staunen ins Gesicht. Und tatsächlich war es schwer, in dem ausgemergelten, ungewaschenen Wanderer mit dem gespenstisch weißen Gesicht und den wilden, glühenden Augen den frischen jungen Jäger früherer Zeiten wiederzuerkennen. Aber als er den Mann dann doch wiedererkannt hatte, wandelte sich das Verwundern des Mormonen in Angst.

»Du mußt verrückt sein, daß du hierher kommst«, sagte er. »Mein Leben wäre schon nichts mehr wert, wenn irgend jemand uns hier zusammensieht. Der >Rat der Heiligen Vier< hat einen Haftbefehl gegen dich erlassen, weil du Ferrier zur Flucht verholfen hast.«

»Ich habe weder vor ihnen noch vor ihrem Haftbefehl Angst«, sagte Hope düster. »Aber du mußt doch etwas wissen, Cowper. Ich flehe dich an, bei allem, was dir heilig ist, beantworte mir ein paar Fragen. Wir sind Freunde gewesen. Um Gottes willen, verweigere mir die Antwort nicht.«

»Dann frag«, sagte der Mormone unsicher. »Aber beeil dich. Die Felsen haben Ohren hier und die Bäume Augen.«

»Was ist aus Lucy Ferrier geworden?«

»Sie ist gestern von dem jungen Drebber geheiratet worden. Halt, Mann, was ist denn, du bist ja völlig am Ende mit deinen Kräften.«

»Kümmere dich nicht um mich«, sagte Hope, einer Ohnmacht nahe. Er war gegen den Felsbrocken gesunken, an den er sich gelehnt hatte. »Geheiratet, hast du gesagt?«

»Ja, verheiratet, gestern. — Darum ist vor dem Standesamt geflaggt worden. Der junge Drebber und Stangerson haben sich gestritten, wer sie haben sollte. Sie waren beide in der Gruppe, die den Flüchtlingen gefolgt sind. Stangerson hat ihren Vater erschossen, damit schien er das erste Recht auf die Tochter zu haben, aber dann wurde im >Rat der Vier< darüber diskutiert. Drebbers Gruppe war stärker und so gab der Prophet sie ihm. Aber keiner von ihnen wird sie lange haben, ich habe sie nämlich gesehen. Ihrem Gesicht sah man gestern an, daß sie bald sterben wird. Sie wirkte eher wie ein Geist, als eine Frau. Gehst du fort?«

»Ja, ich gehe fort«, sagte Jefferson, der sich erhoben hatte. Sein Gesicht sah aus, als sei es aus Marmor geschnitten, so hart war sein Ausdruck, während in seinen Augen ein böses Feuer glomm.

»Wohin willst du denn gehen?«

»Frag nicht!« antwortete er, warf sein Gewehr über die Schultern und ging mitten in die wildesten Berge hinein, um wilde Tiere zu jagen. Inmitten all der Wildnis von Natur und Tier war nichts so wild und gefährlich wie er.

Die Voraussage des Mormonen erfüllte sich nur zu bald. Ob es nun der furchtbare Tod ihres Vaters war oder die Folgen der verhaßten Heirat, in die sie hineingezwungen worden war, vermag niemand zu sagen. Lucy jedenfalls erhob niemals wieder das Haupt, sondern siechte dahin und starb innerhalb des nächsten Monats. Ihr ständig betrunkenen Ehemann, der sie im Grunde nur wegen des Besitzes geheiratet hatte, den John Ferrier hinterlassen hatte, betrauerte sie nicht sonderlich, aber die anderen Frauen, die sie lieb gewonnen hatten, trauerten wirklich um sie. Sie hielten auch Totenwache neben ihr in der Nacht vor der Beerdigung, so wie es Brauch bei den Mormonen ist. Sie waren alle in den frühen Morgenstunden um den Sarg versammelt, als zu ihrem unaussprechlichen Schrecken und Verwundern die Tür aufgerissen wurde und ein wildaussehender, wettergegerbter Mann in zerlumpter Kleidung in das Zimmer kam. Ohne die knienden Frauen auch nur mit einem Blick oder Wort zu beachten, ging er zu der stillen Gestalt, die einst die reine Seele Lucy Ferriers gewesen war. Er beugte sich über sie und küßte ehrfurchtsvoll die kalte Stirn. Dann griff er ihre Hand und zog den Ehering von ihrem Finger. »Dies Ding soll sie nicht mit ins Grab nehmen«, knurrte er böse und ehe noch jemand Alarm geben konnte, war er auch schon die Treppen hinuntergelaufen. Die Episode war so kurz, daß die Wächterinnen es kaum glauben konnten, daß es Wirklichkeit gewesen war, sie konnten es kaum selber glauben, noch hätten sie es den anderen glaubhaft machen können, wenn nicht der goldene Ring, das Zeichen der Ehefrau, fort gewesen wäre.

Ein paar Monate lang hielt sich Jefferson Hope in den Bergen auf, führte ein seltsames, wildes Leben und hütete und pflegte in seinem Herzen die Flamme der Rache, die immer in ihm glühte. In der Stadt erzählte man sich Geschichten von der seltsamen Figur, die in der Vorstadt gesehen wurde und die in den einsamen Bergschluchten der Berge herumgeisterte. Einmal verirrte sich eine Kugel in Stangersons Schlafzimmer und sauste in die Wand, knapp eine Handbreit von seinem Kopf entfernt. Bei anderer Gelegenheit, als Drebber einen Felsweg entlang ritt, sauste ein riesiger Felsbrocken fast auf ihn herunter, er konnte sich nur mit größter Mühe retten, indem er sich auf das Gesicht warf. Die beiden jungen Mormonen hatten schnell begriffen, wer ihnen nach dem Leben trachtete. Wiederholte Expeditionen in die Berge wurden unternommen, in der Hoffnung, ihren Feind zu fangen und zu töten, aber sie hatten keinen Erfolg damit. Dann versuchten sie es mit Vorsicht. Niemals gingen sie nun in der Dunkelheit noch aus dem Haus und ihre Häuser wurden bewacht. Nach einer gewissen Zeit gaben sie die Vorsicht jedoch wieder auf, denn nichts geschah ihnen und von ihrem

Widersacher sah und hörte niemand mehr etwas. Sie glaubten nicht anders, als daß seine Rachegeleüste eingeschlafen waren.

Aber das war nicht der Fall, falls es möglich war, hatten sie sich sogar noch verstärkt. Der Jäger hatte einen harten, unnachgiebigen Charakter. Der Gedanke an Rache hatte solche Gewalt über ihn gewonnen, daß kein Platz mehr für ein anderes Gefühl übrigblieb. Er war jedoch bei allem was er dachte und tat ein praktischer Mensch. Er mußte sich klarmachen, daß auch seine eiserne Konstitution dieses Leben, zu dem er sich zwang, nicht durchhalten konnte. Das harte Leben in den Bergen und der Mangel an gesunder Nahrung schwächten ihn. Wenn er wie ein Hund in den Bergen starb, was sollte dann aus seiner Rache werden? Und doch würde ein solcher Tod ihn bald einholen, wenn er weiterhin ein solches Leben auf sich nahm. Wenn er so weiterlebte, dann spielte er das Spiel seiner Feinde und so zog er, zögernd zunächst, wieder in die alten Silberminen in Nevada. Dort erholte er sich wieder, kam zu einigem Geld und sparte genug, um sein Ziel zu verfolgen, ohne dabei zu darben.

Zunächst hatte er sich ein Ziel von höchstens einem Jahr gesetzt, aber unvorhergesehene Umstände hinderten ihn daran, die Minen in den nächsten fünf Jahren zu verlassen. Am Ende dieser Zeit war jedoch sein Gefühl und der Wunsch nach Rache noch genau so frisch wie damals, an John Ferriers Grab.

Verkleidet und unter falschem Namen kehrte er nach Salt Lake City zurück. Was aus dem eigenen Leben wurde, war ihm gleichgültig, solange er es schaffte, das zu tun, was er um der Gerechtigkeit willen tun mußte. Böse Nachrichten erwarteten ihn in der Stadt. Zwischen den Erwählten hatte es vor ein paar Monaten Zwist gegeben, der zur Zersplitterung führte. Einige der jüngeren Mitglieder des Tempels hatten gegen die Ältesten opponiert und das Ergebnis war, daß etliche der Unzufriedenen, unter ihnen Drebber und Stangerson, Utah verlassen und den Glauben abgelegt hatten. Niemand wußte, wohin sie gezogen waren. Das Gerücht ging um, daß Drebber einen großen Teil seines Besitzes zu Geld gemacht hatte und daß er als reicher Mann davongekommen war, während Stangerson relativ arm geworden war. Dies war jedoch kein Hinweis darauf, wo sie zu finden waren.

Mancher Mensch, wie rachsüchtig auch immer, hätte bei diesen erneuten großen Schwierigkeiten gewiß endlich den Gedanken an Rache aufgegeben. Aber Jefferson Hope war keinen Augenblick unentschlossen. Er verdingte sich als Handlanger und schlug sich mit allen ihm nur möglichen Jobs durch, und kam so von Stadt zu Stadt durch die Vereinigten Staaten, um seine Feinde aufzuspüren. Jahr um Jahr verstrich. Sein Haar ergraute, er jedoch war immer noch auf Wanderschaft, ein Bluthund in Menschengestalt, der seinen Geist total auf das eine Ziel gerichtet hatte, das er sich einmal gesetzt hatte. Schließlich aber wurde sein Durchhaltevermögen belohnt. Es war nur der Blick auf ein Gesicht in einem Fenster, aber dieser Blick genügte, ihm zu sagen, daß in Cleveland in Ohio der Mann zu finden war, den er suchte. Er kehrte in seine schäbige Unterkunft zurück und sann auf einen Plan, seine Rache auszuführen. Der Zufall hatte es allerdings so gewollt, daß Drebber im gleichen Augenblick auch aus dem Fenster gesehen hatte und den Mann in der Straße erblickte, dessen Augen Mordlust sprühten. Er eilte deshalb mit Stangerson, der inzwischen sein Sekretär geworden war, zu einem Friedensrichter und erzählte dem eine Geschichte, daß sein Leben bedroht sei, weil ein alter verhaßter und eifersüchtiger Rivale hinter ihm her sei.

An jenem Abend wurde Jefferson Hope verhaftet. Und weil er nicht genug Geld hatte, eine Kaution zu zahlen, wurde er dort einige Wochen festgehalten. Als er endlich wieder frei war, fand er Drebbers Haus verlassen, denn er und sein Sekretär waren auf dem Weg nach Europa. Wieder einmal war der Racheplan fehlgeschlagen und wiederum erneuerte er seinen Schwur und wieder war der Haß die Triebfeder, die ihm die Kraft gab, sein Ziel niemals aus den Augen zu verlieren. Allerdings brauchte er Geld. So mußte er sich wieder Arbeit suchen. Er sparte jeden Dollar für die Reise zusammen. Schließlich hatte er genug zusammen und konnte die Reise nach Europa antreten. Auch hier verfolgte er seine Feinde von einer Stadt zu der anderen. Er arbeitete, wenn sich die Möglichkeit ergab, niemals aber gelang es ihm, die Flüchtlinge einzuholen. Als er in Petersburg ankam, waren sie gerade nach Paris abgereist, als er ihnen dorthin folgte, waren sie gerade auf ihrem Weg nach Kopenhagen. Auch in der dänischen Hauptstadt kam er ein paar Tage zu spät an, denn sie waren schon unterwegs nach

London. Dort endlich schaffte er es, sie zu stellen. Was dort jedoch geschah, das erzählen wir lieber mit den Worten des alten Jägers, wie es getreulich in Dr. Watsons Journal verzeichnet ist, dem wir ja sowieso schon verpflichtet sind.

6. KAPITEL

John Watson, M. D. setzt seine Erinnerungen fort

Der wilde Widerstand unseres Gefangenen schien keine bösen Absichten gegen uns zu hegen, denn als er sah, daß er machtlos war, lächelte er uns freundlich an und fragte, ob er doch hoffentlich in dem Kampf niemanden ernstlich verletzt habe. »Ich nehme an, daß Sie mich jetzt zur Polizeistation bringen werden«, bemerkte er zu Sherlock Holmes. »Meine Kutsche wartet vor der Tür. Wenn Sie jetzt meine Beine aus den Fesseln lösen, dann gehe ich selber herunter. Ich bin nicht mehr so leicht zu tragen, wie ich früher vielleicht einmal war.«

Gregson und Lestrade wechselten einen Blick, so als ob sie glaubten, daß dieser Vorschlag eine ziemliche Herausforderung sei. Aber Holmes nahm den Gefangenen sofort beim Wort und knotete das Handtuch auf, das man ihm um die Fesseln gebunden hatte. Er stand auf und streckte die Glieder, als ob er sich versichern wollte, daß er wieder zu einem freien Mann geworden war. Ich erinnere mich gut, daß ich daran dachte, als ich ihm zusah, daß ich niemals vorher in meinem Leben einen so kraftvollen Menschen gesehen habe. Sein dunkles, sonnenverbranntes Gesicht trug einen Ausdruck von Zielstrebigkeit und Energie, die genauso furchterregend war wie seine gewaltige körperliche Kraft.

»Falls der Platz des Polizeichefs frei sein sollte, dann denke ich, daß Sie der Mann sind, der ihn einnehmen sollte«, sagte er und zeigte damit seine unverhohlene Bewunderung für meinen Mitbewohner. »Die Art, wie Sie mir auf die Spur gekommen sind, sollte eine Warnung sein.«

»Sie kommen jetzt besser mit mir«, sagte Holmes zu den beiden Detektiven.

»Ich kann die Kutsche fahren«, sagte Lestrade.

»Gut. Gregson kann drinnen mitfahren und Sie auch, Doktor. Sie interessieren sich für den Fall, Sie sollen ihn auch bis zum Ende erleben.«

Ich freute mich über diese Einladung und zusammen gingen wir die Treppe hinunter. Unser Gefangener unternahm keinen einzigen Fluchtversuch, sondern bestieg ruhig die Kutsche, die bisher ihm gehört hatte und wir alle folgten seinem Beispiel. Lestrade stieg auf den Kutschbock, schlug auf die Pferde ein und brachte uns in sehr kurzer Zeit zu unserem Ziel. Wir wurden in ein kleineres Zimmer geführt, wo ein Polizeiinspektor den Namen unseres Gefangenen und die Mordanklage aufnahm. Dieser Polizist war ein blasser, gefühlloser Mensch, der seinen Pflichten auf eine langweilige mechanische Art nachkam.

»Der Gefangene wird innerhalb der nächsten Woche dem Magistrat vorgeführt werden«, sagte er. »Haben Sie, Jefferson Hope, uns vorher noch etwas zu sagen? Ich muß Sie warnen, daß alles, was Sie sagen, gegen Sie ausgelegt werden kann.«

»Ich habe sehr viel zu sagen«, sagte unser Gefangener langsam. »Ich möchte Ihnen, meine Herren, gerne alles erzählen.«

»Wollen Sie damit nicht lieber bis zur Gerichtsverhandlung warten?« fragte der Inspektor.

»Vielleicht werde ich gar nicht vor Gericht gestellt«, antwortete er. »Sie brauchen nicht so verwundert dreinzuschauen. Ich habe keinen Selbstmord im Sinn. Sind Sie nicht Arzt?«

Damit hatte er sich zu mir gewendet und schaute mich mit seinen durchdringenden Augen an.

»Ja, das bin ich«, antwortete ich.

»Dann legen Sie Ihre Hand mal hierher«, sagte er lächelnd und wies mit seiner gefesselten Hand auf seine Brust.

Das tat ich. Und ich hörte ein außergewöhnlich hartes Klopfen und viele Nebengeräusche in seiner Brust. In seinem Brustraum tobte und rumorte es, als ob eine kraftvolle Maschine in einem baufälligen Haus auf vollen Touren arbeitet und die Wände dabei zittern, als ob sie gleich zusammenfallen wollen. In der Stille, die jetzt im Zimmer herrschte, konnte ich ebenfalls ein dumpfes brummendes und summendes Geräusch wahrnehmen, das die gleiche Ursache hatte.

»Mann«, rief ich, »Sie haben ja ein Aorten-Aneurysma!«

»So nennt man es wohl«, sagte er ruhig. »Ich war deswegen erst letzte Woche bei einem Arzt und er sagte mir, daß es wohl nicht lange mehr mit mir dauern würde. Es ist mit den Jahren

immer schlimmer geworden. Ich habe es von Überarbeitung und Unterernährung bekommen, als ich noch in den Salt Lake Bergen lebte. Aber ich habe mein Werk jetzt ja erledigt. Es macht mir nichts aus, wenn ich bald sterbe, aber ich habe noch eine Sache zu tun. Ich möchte, daß man weiß, daß ich nicht als gewöhnlicher Mörder sterbe.«

Der Inspektor und die zwei Detektive berieten in aller Eile, ob sie ihm erlauben sollten, seine Geschichte zu erzählen.

»Sind Sie wirklich der Meinung, Doktor, daß er in Lebensgefahr ist?«

»Ganz gewiß ist er das«, sagte ich.

»In diesem Fall ist es sicherlich unsere Pflicht, seine Aussagen aufzunehmen, schon um der Gerechtigkeit Genüge zu tun«, sagte der Inspektor. »Sir, Sie dürfen jetzt Ihre Aussage machen, aber ich möchte Sie noch einmal warnen, denn alles, was Sie sagen, wird aufgeschrieben.«

»Wenn Sie erlauben, werde ich mich jetzt hinsetzen«, sagte der Gefangene und ließ sich auf einen Stuhl fallen. »Diese Aneurysma läßt mich sehr schnell ermüden, und das Gerangel von vorhin hat die Sache auch nicht besser gemacht. Ich stehe am Grabesrand, ich werde niemandem mehr zur Last fallen. Jedes Wort, das ich ausspreche, ist die volle Wahrheit. Wie Sie damit umgehen, ist Ihre Sache, mir ist es gleichgültig.«

Mit diesen Worten lehnte sich Jefferson Hope bequem auf seinem Stuhl zurück und gab die folgenden erstaunlichen Aussagen zu Protokoll. Er sprach ruhig und methodisch, als ob die Geschichte, die er uns zu berichten hätte, etwas vollkommen Normales wäre. Ich kann beschwören, daß ich alles wahrheitsgetreu wiedergegeben habe, denn mir waren Lestrades Notizen und Protokolle zugänglich, die wortwörtlich aufgenommen wurden, wie der Gefangene sie äußerte.

»Es tut nicht viel zur Sache, weshalb ich diese zwei Männer bis aufs Blut haßte«, sagte er.

»Es genügt, daß sie schuldig am Tod zweier Menschen waren — am Tod von Vater und Tochter — und, daß sie damit ihr eigenes Leben verspielt hatten. Da inzwischen soviel Zeit verstrichen ist, war es für mich unmöglich, ein normales Gerichtsverfahren gegen sie einleiten zu lassen. Ich wußte jedoch, wie schuldig sie waren und ich hatte mir geschworen, daß sie ihre Strafe haben sollten. So blieb mir nichts übrig, als Richter, Geschworener und Henker in einer Person zu sein. Sie würden gehandelt haben wie ich, wenn Sie an meiner Stelle gewesen wären und nur ein bißchen Männlichkeit in sich gehabt hätten.

Das Mädchen, von dem ich geredet habe, sollte mich vor zwanzig Jahren heiraten. Sie wurde jedoch gezwungen, jenen Drebber zu heiraten. Sie starb am gebrochenen Herzen. Ich habe ihr den Ehering von der toten Hand genommen und ich schwor, daß er in seiner Sterbestunde diesen Ring würde ansehen müssen. Seine letzten Gedanken sollten sich mit dem Verbrechen befassen müssen, für das er jetzt endlich die Strafe bekam. Ich habe diesen Ring immer bei mir getragen und ich habe ihn und seinen Begleiter über zwei Kontinente verfolgt, bis ich sie schließlich hatte. Sie dachten, ich würde der Sache endlich müde werden, aber ich hielt durch. Wenn ich morgen sterbe, was gut möglich ist, dann sterbe ich zufrieden, denn ich habe mein Werk vollendet und ich habe es gut zu Ende gebracht. Sie sind dahin, und das durch meine Hand! Für mich bleibt nichts mehr zu hoffen oder zu wünschen.

Sie waren reich und ich war arm, so daß es für mich nicht leicht war, ihnen zu folgen. Als ich nach London kam, waren meine Taschen so gut wie leer. Ich mußte mir also Arbeit suchen, um zu überleben. Mit Pferden umgehen, reiten und Wagen fahren ist für mich nun eine so natürliche Sache, wie das Laufen, so habe ich mich an ein Miet-Kutschen-Unternehmen gewandt und bekam Arbeit. Ich mußte dem Besitzer eine bestimmte Summe in der Woche abliefern, den Rest hatte ich für mich, so lautete die Abmachung. Es war niemals viel für mich übrig, aber ich schaffte es, mich über Wasser zu halten. Am schwersten war es für mich, mich in den Straßen zurechtzufinden, denn ich glaube, von allen Städten der Welt ist London am verwirrendsten. Ich habe mir jedoch eine Karte besorgt und wenn ich einmal ein mir bekanntes Gebäude, ein Hotel oder einen Bahnhof wiederentdeckt hatte, dann kam ich gut voran.

Es dauerte eine Weile, bis ich herausfand, wo sich meine beiden Herren einlogiert hatten, aber ich fragte und fragte und erkundigte mich immer wieder, bis ich sie schließlich hatte. Sie

waren in einem privaten Gästehaus in Camberwell, auf der anderen Seite des Flusses. Als ich sie endlich entdeckt hatte, war mir klar, daß sie mir ausgeliefert waren. Ich habe mir einen Bart wachsen lassen, sie würden mich auf keinen Fall erkannt haben. Ich wollte sie aufspüren und ihnen ständig folgen, bis sich für mich die Gelegenheit ergab. Ich war fest entschlossen, daß sie mir nicht noch einmal entwischen sollten.

Aber fast wären sie mir doch noch einmal entkommen. Sie konnten in London sein, wo sie wollten, ich war immer in ihrer Nähe. Manchmal bin ich ihnen in meiner Kutsche gefolgt und manchmal zu Fuß, aber mit der Kutsche war es am besten, so konnten sie mir nicht entkommen. Nur am sehr frühen Morgen und am späten Abend konnte ich überhaupt etwas verdienen, so daß ich bei meinem Arbeitgeber in Mietrückstand geriet. Es machte mir jedoch nichts aus, so lange ich die Männer kriegte, die ich unbedingt haben wollte.

Sie waren allerdings auch durchtrieben genug. Sie müssen gehaut haben, daß jemand ihnen auf der Spur war, denn sie gingen niemals alleine aus und niemals nach Einbruch der Dunkelheit. Während der ersten zwei Wochen folgte ich ihnen ständig, und nicht einmal erwischte ich einen von ihnen alleine. Drebber war die meiste Zeit betrunken, aber Stangerson war stets um so wachsamer. Ich habe sie spät und früh unter Beobachtung gehabt, aber es gab nicht den Schimmer einer Chance. Aber ich wurde nicht entmutigt, denn irgendwie fühlte ich in mir, daß die Stunde herangekommen war. Ich fürchtete bloß, daß dies Ding hier in meiner Brust mir zu früh einen Streich spielen könnte, um mein Werk zu vollenden.

Schließlich und endlich fuhr ich eines Tages die Torquay Terrace herunter, jene Straße, in der sie Logis genommen hatten. Ich sah, wie ein Mietwagen heranrollte. Gepäck wurde herausgetragen, dann kamen Drebber und Stangerson, stiegen ein und fuhren davon. Ich schlug auf mein Pferd ein und folgte ihnen von fern, dabei war ich ziemlich unruhig, denn ich befürchtete, daß sie Weiterreisen würden. Sie stiegen am Bahnhof Euston aus. Ich gab meine Kutsche einem Jungen zum Bewachen und folgte ihnen zu den Bahnsteigen. Mir sank das Herz, weil sie nach dem Zug nach Liverpool fragten. Der Stationsvorsteher sagte jedoch, daß gerade einer gefahren sei und der nächste erst in ein paar Stunden fahren würde. Stangerson schien unglücklich und ärgerlich darüber zu sein, aber Drebber wirkte sehr zufrieden. Ich schlich mich so nahe wie möglich an sie heran, so daß ich jedes Wort verstand, das sie miteinander sprachen. Drebber sagte dann, er habe noch eine kleine private Sache zu erledigen, der andere solle auf ihn warten, sie würden sich später wieder treffen. Sein Begleiter stritt sich mit ihm und erinnerte ihn daran, daß sie geschworen hätten, immer zusammenzubleiben. Drebber sagte jedoch, daß seine Angelegenheit, die er in Ordnung bringen wolle, delikater Natur sei und daß er sie alleine erledigen wolle. Ich verstand nicht, was Stangerson darauf sagte, aber der andere wurde plötzlich wütend und fluchte und schimpfte und erklärte, Stangerson sei nichts weiter als ein bezahlter Diener und er solle sich nicht erdreisten, ihm Vorschriften zu machen. Das brachte Stangerson zum Schweigen. Er meinte dann nur noch, wenn sie jetzt auch den nächsten Zug nach Liverpool verpassen würden, dann könnten sie sich ja noch in Hallidays Privathotel treffen. Darauf sagte Drebber, daß er um elf Uhr am Bahnsteig sein werde. Damit verließ er den Bahnhof.

Das Biest, auf das ich so lange gewartet hatte, war endlich da. Ich hatte meinen Feind in der Gewalt. Zusammen konnten sie sich gegen mich verteidigen, aber einer alleine war mir gnadenlos ausgeliefert. Nun wollte ich jedoch nicht voreilig handeln. Ich hatte mir inzwischen längst Pläne zurechtgelegt. Eine Rache bringt keine Befriedigung, wenn der Sünder nicht begreift, wer der Mensch ist, der ihn angreift und weshalb ihn die Strafe jetzt trifft. Meine Pläne hatte ich mir so zurechtgelegt, daß ich Gelegenheit haben würde, dem Mann klarzumachen, daß seine alten Sünden ihn jetzt eingeholt hatten. Der Zufall wollte es nun so, daß ein paar Tage vorher ich einen Herren gefahren hatte, der sich ein paar leere Häuser in der Brixton Road ansehen wollte. Dieser Mann hatte die Schlüssel in der Kutsche verloren. Zwar fragte er noch am gleichen Abend danach und sie wurden ihm zurückerstattet, aber in der Zwischenzeit hatte ich mir schon Doppelschlüssel davon anfertigen lassen. Dadurch hatte ich endlich einen Unterschlupf in dieser großen Stadt, wo ich mir die Freiheit nehmen konnte, zu

handeln, ohne ständig befürchten zu müssen, gestört zu werden. Wie ich allerdings Drebber in dieses Haus bringen wollte, das war ein noch ungelöstes Problem.

Er marschierte also die Straße herunter, verschwand in einer Kneipe und stolperte nach gut einer halben Stunde wieder heraus, anscheinend ziemlich angetrunken. Direkt vor mir stand eine Mietkutsche, die er sich heranwinkte. Ich folgte ihm so dicht, daß mein Pferd mit seiner Nase fast den Wagen des anderen berührte. So rumpelten wir über die Waterloo Brücke und so weiter viele Meilen durch die verschiedensten Straßen, bis, zu meinem großen Erstaunen, wir wieder an dem Haus angelangt waren, woher sie gekommen waren. Ich konnte mir nicht vorstellen, weshalb er zurückgekommen war. Aber ich hielt jedenfalls und band mein Pferd an einen Baum, knappe hundert Meter von dem Haus entfernt. Er betrat das Haus und sein Mietwagen rollte davon. - Bitte, geben Sie mir ein Glas Wasser, mein Mund wird so trocken vom Reden.«

Ich reichte ihm ein Glas Wasser, und er trank es aus.

»Das tut gut«, sagte er. Ich wartete also eine Viertelstunde oder länger, als ich plötzlich aus dem Haus Geräusche wie von einem Kampf hörte. Dann flog die Tür auf, und zwei Männer kamen heraus — Drebber und ein junger Mann, den ich noch nie gesehen hatte. Der Bursche hatte Drebber beim Kragen, und als sie an die Treppe kamen, gab er ihm so einen kräftigen Tritt, daß er noch halb über die Straße flog. »Du Hund!« brüllte er und drohte ihm mit dem Stock. »Dich werd' ich lehren, ein anständiges Mädchen zu beleidigen!« Er war so wütend, daß er Drebber wohl am liebsten verprügelt hätte, aber der wankte davon, so schnell ihn seine Füße trugen. An der Ecke sah er meine Droschke, rief mich an und sprang hinein. »Fahren Sie mich ins Hotel Halliday«, sagte er.

Als ich ihn endlich glücklich in meinem Wagen verstaut hatte, klopfte mein Herz vor lauter Freude so stark, daß ich buchstäblich meinte, es müßte zerspringen, oder, in meinem Fall, daß etwas mit meiner Aneurysma schiefgehen könnte. Ich fuhr langsam dahin und überlegte mir, was jetzt am besten zu tun sei. Ich konnte ihn jetzt natürlich gleich zu dem einsamen Haus auf dem Lande fahren. Ich hatte mich auch schon fast dazu entschlossen, als er sich meldete und das Problem für mich löste. Die Sucht nach dem Alkohol hatte ihn wieder im Griff. Er wies mich an, ich solle vor einer Ginkneipe halten. Er ging hinein, wollte aber, daß ich auf ihn wartete. Er blieb in der Kneipe, bis dort geschlossen wurde. Als er dann schließlich wieder in die Kutsche kletterte, war er derartig betrunken, daß ich keinerlei weitere Schwierigkeiten mehr mit ihm haben würde.

Glauben Sie bitte nicht, daß ich vorhatte, ihn kalten Blutes zu töten. Es wäre zwar nicht mehr als recht gewesen, wenn ich das getan hätte, aber ich hatte längst bei mir beschlossen, daß ich es anders machen wollte. Ich wollte ihm eine Chance geben, wenn er also Glück hatte, konnte er mit dem Leben davonkommen. Unter den vielen Handlangerdiensten, die ich in Amerika getan habe, war ein Job, in dem ich mich als Reiniger und Hausmeister in einem Laboratorium einer New Yorker Universität verdingt hatte. Eines Tages hielt der Professor eine Vorlesung über Gifte. Er zeigte den Studenten ein Alkaloid, wie er es nannte, das er aus einem südamerikanischen Pfeilgift gewonnen hatte und das so stark war, daß schon ein kleines bißchen davon unweigerlich zum Tode führte. Ich merkte mir die Flasche, die dieses Gift enthielt. Als alle fort waren, habe ich mir ein wenig davon herausgenommen. Ich bin ein recht geschickter Medizinsmischer. So habe ich diese Alkaloide zu kleinen Tabletten verarbeitet und zwar ging ich so vor, daß ich immer eine giftige Tablette zusammen mit einer völlig harmlosen in ein Schächtelchen verpackte. Damals hatte ich mich entschlossen, daß ich jedem meiner beiden Herren die Schachtel anbieten würde und sie so zwingen, sich eine Tablette zu nehmen und zu schlucken. Ich würde dann die übriggebliebene essen. Das Ergebnis würde unmittelbarer Tod für einen von uns sein und längst nicht eine so laute Angelegenheit, als wenn einer mit Feuerwaffen herumgeballert hätte. Von diesem Tag an trug ich die Schächtelchen mit den Pillen ständig bei mir, bis die Zeit kommen würde, in der ich sie benutzen würde.

Es war fast Mitternacht und die Nacht war wild und düster. Der Wind blies stark und es regnete in Strömen. So schaurig wie es draußen auch gewesen sein mochte, in meinem Herzen war ich froh, so froh, daß ich vor lauter Freude hätte jubeln mögen. Nur wenn einer von

Ihnen, meine Herren, eine Sache sehr lange Zeit angestrebt hat, etwa zwanzig endlose Jahre lang, dann, nur dann kann er meine Gefühle verstehen. Ich zündete eine Zigarre an und rauchte, um meine Nerven zu beruhigen, aber meine Hände zitterten und in meinen Schläfen hämmerte es vor lauter Aufregung. Während ich dahinfuhr, sahen aus der Dunkelheit John Ferrier und meine süße Lucy zu mir hin und lächelten mich an. Sie waren für mich genauso deutlich vorhanden wie Sie, meine Herren, hier in diesem Raum. Den ganzen Weg hin zur Brixton Road schwebten sie vor mir her, einer zur Linken, der andere zur rechten Seite des Pferdes, bis ich anhielt und das Pferd in der Brixton Road festmachte. Außer dem Rauschen des Regens war kein Geräusch zu hören und keine Menschenseele zu sehen. Als ich durch das Fenster in die Kutsche blickte, sah ich Drebber zusammengerollt liegen und seinen Rausch ausschlafen. Ich schüttelte ihn am Arm. >Zeit, auszusteigen<, sagte ich.
>In Ordnung, Kutscher<, sagte er.

Ich denke mir, er glaubte, wir seien bei dem Hotel angekommen, das er mir genannt hatte, denn er stieg ohne ein weiteres Wort aus und folgte mir in den Garten. Ich mußte neben ihm gehen und ihn stützen, denn er war immer noch recht wackelig auf den Beinen. So kamen wir dann bis zur Haustür, die ich öffnete. Wir traten ein und ich führte ihn in das Vorderzimmer. Ich schwöre Ihnen, daß die ganze Zeit über Vater und Tochter an meiner Seite waren.
>Es ist verflucht dunkel hier<, beklagte er sich und versuchte, sich zurechtzufinden.
>Gleich werden wir mehr Licht haben<, sagte ich, strich ein Zündholz an und entzündete damit eine Kerze, die ich mir mitgebracht hatte. >Nun, Enoch Drebber<, fuhr ich fort und wandte mich ihm zu und hielt die Kerze so, daß sie mein Gesicht beleuchtete. >Wer bin ich?< Einen Augenblick starrte er mich mit begriffsstutzigen, vom Alkohol immer noch benebelten Augen an, aber dann ergriff der Schrecken von ihnen Besitz. Seine Züge verzerrten sich, ich sah, daß er mich erkannt hatte. Mit totenblassem Gesicht stolperte er rückwärts. Ich sah, wie die Schweißtropfen sich auf den Augenbrauen bildeten, während die Zähne im Mund klapperten. Bei diesem Anblick lehnte ich mich an den Türpfosten und lachte, lachte laut und lange. Ich habe immer gewußt, daß Rache süß ist, aber ich habe niemals geahnt, wieviel Befriedigung sie der Seele wirklich gibt.
>Du Hund!< rief ich schließlich. >Ich habe dich von Salt Lake City bis nach St. Petersburg verfolgt und bisher bist du mir immer entkommen. Aber jetzt ist es aus mit dir, denn einer von uns wird das Licht des neuen Tages nicht mehr sehen.< Er kroch immer weiter in die dunkle Ecke zurück, ich sah, daß er mich für völlig verrückt und übergeschnappt hielt. Irgendwie fühlte ich mich auch so. Die Pulse in meinen Schläfen hämmerten wie Vorschlagshämmer, ich glaubte, ich bekäme einen Schlaganfall, bevor es mir möglich war, meine Rache auszuführen. Aber dann bekam ich plötzlich starkes Nasenbluten, das erleichterte mich dann etwas.
>Wie denkst du jetzt über Lucy Ferrier?< schrie ich ihn an, verschloß die Tür und hielt ihm den Schlüssel vor die Nase. >Deine Strafe hat lange auf sich warten lassen, aber jetzt hat sie dich endlich eingeholt. Die Lippen des Feiglings zitterten, als ich das sagte. Er würde in dem Augenblick wohl um sein Leben gebettelt haben, mußte aber doch wohl eingesehen haben, daß das sinnlos war.
>Willst du mich jetzt ermorden?< stammelte er.
>Was heißt ermorden?< fragte ich zurück. >Wer spricht von Mord, wenn man einen Hund totschlägt? Wieviel Gnade hast du meinem armen Liebling gegönnt, als du sie von ihrem ermordeten Vater weggezerrt und sie zu deinem abscheulichen, verfluchten Harem verschleppt hast?<
>Ich habe den Vater nicht umgebracht!< rief er.
>Aber ihr unschuldiges Herz hast du gebrochen!< brüllte ich und hielt ihm die Schachtel unter die Nase. >Der große Gott im Himmel soll Richter über uns sein. Nimm und iß! Die eine Pille bedeutet Leben, die andere Tod. Ich werde diejenige nehmen, die du übrigläßt. Wollen doch mal sehen, ob es noch Gerechtigkeit auf dieser Erde gibt oder ob wir ganz und gar vom Zufall regiert werden.<

Er stöhnte und jammerte weiter und bettelte um Gnade. Ich zog jedoch mein Messer aus der Scheide und hielt es ihm an die Gurgel, so daß er mir endlich gehorchte. Ich schluckte dann die andere Pille. So standen wir wohl eine Minute lang einander schweigend gegenüber und warteten ab, wer von uns wohl überleben werde. Niemals werde ich den Blick vergessen, als er die ersten Anzeichen der Vergiftung in seinem Körper spürte. Als ich das sah, lachte ich und hielt ihm Lucys Ehering vor die Augen. Allerdings dauerte es nur einen Augenblick, denn das Gift wirkte sehr schnell. In einem Anfall von Schmerzen verzerrten sich seine Glieder schrecklich, seine Hände griffen ins Leere, er schwankte, tat ein paar unsichere Schritte und fiel dann mit einem heiseren Schrei zu Boden.

Mit dem Fuß drehte ich ihn um und legte meine Hand auf sein Herz. Es schlug nicht mehr. Er war tot.

Das Blut war inzwischen in Strömen aus meiner Nase geflossen, aber ich hatte nicht darauf geachtet. Ich weiß selber nicht mehr, was mir in den Sinn kam, daß ich mit meinem Blut an die Wand schreiben sollte. Vielleicht hatte ich die etwas übermütige Idee, daß ich die Polizei auf die falsche Fährte locken konnte, denn ich fühlte mich so froh, und mein Herz war leicht. Mir war eingefallen, daß man eines Tages in New York einen ermordeten Deutschen gefunden hatte, dem das Wort RACHE über den ganzen Körper geschrieben worden war. In allen Zeitungen hatte man sich damals darüber ausgelassen, daß hinter diesem Mord eine Geheimorganisation stecken müsse. Ich überlegte mir, daß das, was der New Yorker Polizei Kopfzerbrechen macht, auch wohl der englischen Polizei Rätsel aufgeben könnte. So tauchte ich meinen Finger in mein eigenes Blut und schrieb an eine geeignete Stelle an die Wand das Wort. Dann ging ich zurück zu meiner Kutsche, sah noch immer keinen Menschen in der Nähe und noch immer stürmte und regnete es. Ich war schon eine gute Strecke gefahren, als ich meine Hand in die Tasche steckte, in der ich Lucys Ehering immer aufbewahre. Aber der Ring war nicht mehr dort. Ich war wie vom Donner gerührt, denn dieser Ring war das einzige Erinnerungsstück an sie. Ich dachte mir, ich hätte ihn wohl verloren, als ich mich über Drebbers Leiche gebeugt hatte. Darum fuhr ich zurück. Diesmal ließ ich die Kutsche in einer Seitenstraße. Ich ging ganz mutig auf das Haus zu, bloß um dann beinahe direkt in die Arme eines Polizisten zu laufen, der gerade aus dem Haus kam. Ich schaffte es gerade noch, ihn von seinem Verdacht abzulenken, indem ich den hoffnungslos Betrunkenen spielte.

Auf diese Weise fand Enoch Drebbier sein Ende. Was jetzt noch zu tun war, war Stangerson zu finden, damit auch John Ferriers Rechnung beglichen wurde. Ich wußte ja nun, daß er im Halliday Hotel einlogiert war. Den ganzen Tag lang hing ich in der Nähe herum, aber der Kerl kam nicht einmal heraus. Ich kann mir vorstellen, daß er etwas ahnte, als Drebbier nicht wieder auftauchte. Dieser Stangerson war gerissen und sehr auf seiner Hut. Wenn er aber dachte, er käme davon, indem er sich innerhalb des Hotels aufhielt, so täuschte er sich gewaltig. Ich fand bald heraus, in welchem Zimmer er wohnte. Am frühen Morgen bediente ich mich einiger Leitern, die in der Seitenstraße abgestellt worden waren. So gelangte ich am nächsten bei Tagesanbruch in sein Zimmer. Ich weckte ihn und sagte ihm, daß nun die Zeit gekommen sei, wo er sich für das Leben zu verantworten hätte, das er vor so vielen Jahren genommen hätte. Ich beschrieb ihm, wie Drebbier gestorben war und auch ihm gab ich die Wahl zwischen den beiden Tabletten. Statt aber die einzige Chance zu ergreifen und eventuell sicher davonzukommen, sprang er aus dem Bett und ging mir an die Gurgel. In

Selbstverteidigung stach ich ihn nieder. Es war aber wohl egal, denn sicherlich hätte die Vorsehung ihm niemals etwas anderes erlaubt, als die vergiftete Tablette zu nehmen.

Jetzt habe ich nur noch wenig zu sagen und es ist auch gut so, denn ich bin am Ende meiner Kräfte. Ich ging in den nächsten Tagen weiterhin meinem Kutscherberuf nach. Ich wollte so lange arbeiten, bis ich Geld genug zusammen hatte, um wieder nach Amerika zu fahren. Ich stand also an meinem Platz, als ein zerlumpter Junge auf mich zukam, mich fragte, ob dies Jefferson Hopes Mietwagen sei, und ich möge doch bitte mit meiner Kutsche zu einem Herrn in der Baker Street Nr. 221B kommen. Dorthin fuhr ich auch und erwartete nichts Böses. Und das nächste, woran ich mich überhaupt erinnern kann, war, daß dieser junge Mann hier Handschellen um meine Hände befestigt hatte. Ich saß in einer Falle, wie sie sauberer nicht hätte sein können. Das ist meine ganze Geschichte, meine Herren. Sie können mich für einen

Mörder halten, wenn Sie so wollen, aber ich glaube, ich bin nicht weniger ein Verfechter der Gerechtigkeit, wie Sie auch.«

So aufregend war die Geschichte des Mannes gewesen und seine Art machte einen solchen Eindruck auf uns, daß wir schweigend dasaßen und seine tragische Geschichte in uns aufnahmen. Selbst die professionellen Detektive, hart wie sie auch immer waren, wenn es um Verbrechen ging, so hörten sie doch aufmerksam und mit Anteilnahme der Geschichte des Mannes zu. Selbst als er geendet hatte, saßen wir noch eine Zeitlang in Schweigen da, das nur unterbrochen wurde durch das Kratzen von Lestrades Bleistift, der seinem aufgenommenen Stenogramm die letzten Feinheiten zufügte.

»Es gibt nur noch eine Frage, die ich Ihnen gerne stellen möchte und auf deren Antwort ich neugierig bin«, sagte Sherlock Holmes schließlich. »Wer war ihr Komplize, der auf meine Zeitungsanzeige hin zu mir kam, um den Ring abzuholen?«

Der Gefangene blinzelte meinem Freund verschmitzt zu. »Ich habe ein Recht darauf, meine eigenen Geheimnisse zu erzählen«, sagte er, »aber ich möchte niemand anders in Schwierigkeiten bringen. Ich habe die Anzeige gesehen. Ich dachte bei mir, es könnte wohl eine Falle sein, es könnte jedoch andererseits auch echt sein. Mein Freund war einverstanden, diese Rolle für mich zu übernehmen. Ich glaube, er hat seine Sache ganz ausgezeichnet gemacht.«

»Das hat er wirklich«, sagte Sherlock Holmes herzlich.

»Nun, meine Herren«, bemerkte der Inspektor trocken, »die Formalitäten der Gesetzgebung müssen eingehalten werden. Am Donnerstag wird der Gefangene dem Magistrat vorgeführt werden. Man wird auch Wert auf Ihre Anwesenheit legen. Bis dahin bin ich verantwortlich für ihn.«

Danach klingelte er und Jefferson Hope wurde von einigen Polizisten abgeführt. Auch mein Freund und ich verließen die Polizeistation und nahmen uns einen Mietwagen, der uns wieder zurück in die Baker Street brachte.

7. KAPITEL

Der Schluß

Man hatte uns gesagt, daß wir am Donnerstag vor dem Magistrat erscheinen sollten, aber als der Donnerstag herankam, gab es keinen Grund mehr für unser Erscheinen. Ein größerer Richter hatte die Angelegenheit in seine Hand genommen und Jefferson Hope mußte vor dem ewigen Richtstuhl erscheinen. In der Nacht nach seiner Festnahme brach die ausgeweitete Aorta auf, am nächsten Morgen wurde er ausgestreckt auf dem Boden seiner Zelle gefunden, mit einem friedlichen Lächeln auf den Zügen, so als hätte er in seiner Sterbestunde auf ein nützliches Leben zurückgeblickt. Ein Mann, dessen Werk wohlgeraten und nun vollendet war.

»Gregson und Lestrade werden wütend über seinen Tod sein«, bemerkte Holmes, als wir es am Abend besprachen. »Was haben sie nun von ihren großartigen Reden?«

»Ich kann überhaupt nicht einsehen, daß sie viel mit der Gefangennahme zu tun hatten«, antwortete ich.

»Auf das, was man wirklich tut, kommt es in dieser Welt nicht an«, gab mein Freund bitter zurück. »Es kommt darauf an, was die Leute glauben, daß man getan hat. Ach, macht ja auch nichts. Ich hätte diese Untersuchung für nichts in der Welt verpassen wollen. Einen besseren Fall habe ich überhaupt noch nie gehabt. Er schien so einfach, hatte jedoch sehr viele interessante Punkte.«

»Einfach!« rief ich.

»Na, anders kann man es wirklich nicht beschreiben«, sagte Holmes und lächelte über meine Überraschung. »Der Beweis der Einfachheit ist doch, daß ich binnen drei Tagen ohne viel weitere Hilfe als ein bißchen Nachdenken den Täter herausgefunden habe.«

»Das ist wahr«, sagte ich.

»Ich habe Ihnen ja schon einmal erklärt, daß das Ungewöhnliche eher eine Hilfe statt eines Hindernisses ist. Wenn man mit einer solchen Sache zu tun hat, hat man die großartige Gelegenheit rückwärts zu argumentieren. Das ist sehr nützlich und relativ leicht, leider praktizieren die Menschen es zu wenig. Im normalen Tagesablauf ist es viel nützlicher, geraderaus und vorwärts zu argumentieren, daher wird diese andere Möglichkeit so leicht vernachlässigt. Auf fünfzig Leute, die von der Synthese her argumentieren können, kommt einer, der wirklich analytisch denkt.«

»Ich muß zugeben, daß ich Ihnen nicht ganz folgen kann«, sagte ich.

»Ich habe auch gar nicht angenommen, daß Sie es könnten. Mal sehen, ob ich es Ihnen klarer machen kann. Wenn man den meisten Leuten eine Reihe von Ergebnissen berichtet, dann sagen sie einem, was das Resultat sein wird. Sie kriegen es fertig, zwei Gegebenheiten in ihrem Kopf zusammenzufassen und argumentieren von dort her, was daraus werden wird. Es gibt jedoch nur wenig Menschen, die, wenn man ihnen das Resultat vorlegt, aus eigenem inneren Antrieb heraus fähig sind, die Schritte nachzuvollziehen, die nötig waren, zu diesem Ergebnis zu kommen. Diese Fähigkeit ist gemeint, wenn ich davon spreche, jemand argumentiert analytisch.«

»Jetzt verstehe ich Sie«, sagte ich.

»Nun, dies letztere war in dieser Sache der Fall. Wir hatten ein Ergebnis und mußten alles übrige selber herausfinden. Lassen Sie mich Ihnen jetzt Schritt für Schritt erklären, wie ich vorging. Wir wollen am Anfang beginnen. Ich ging, wie Sie sich erinnern werden, zu Fuß auf das Haus zu, mein Geist frei von Vorurteilen. Natürlich begann ich mit meinen Untersuchungen auf der Straße. Dort sah ich, aber das habe ich Ihnen ja auch schon alles erzählt, dort also sah ich die Spuren des Pferdes und des Mietwagens, die dort, wie ich durch ein paar Fragen herausbekam, in der Nacht gestanden haben mußten. Ich stellte fest, daß es sich um einen Mietwagen und nicht um eine private Kutsche handelte, denn diese Mietkutschen haben schmalere Radspuren. Die Räder der normalen Londoner Mietgefahrte sind schmaler als die meisten privaten Kutschen.

Dies war mein erster Punkt, den ich gewonnen hatte. Dann wanderte ich langsam und vorsichtig den Gartenweg hinunter, der aus schwerem Lehm Boden besteht und in dem die Eindrücke besonders gut zu lesen waren. Ihnen kam der Weg vermutlich wie ein zertrampelter, dreckiger Pfad vor, aber meine Augen sind für diese Dinge trainiert, und so sah ich die Bedeutung der Fußspuren auf dem Weg. Kein Zweig in der Ausbildung der Detektive ist so notwendig und wird so sehr vernachlässigt wie die Sicherung von Fußspuren. Glücklicherweise lege ich immer größten Wert darauf, und ich habe soviel geübt, daß dies Spurenlesen mir schon zur zweiten Natur geworden ist. Ich sah die schweren Fußtritte der Polizisten, aber ich entdeckte auch die Spuren der zwei Männer, die als erste durch den Garten gegangen waren. Ich konnte leicht ausmachen, daß sie vor den anderen dagewesen waren, denn die anderen Spuren waren darübergelegt. Auf diese Weise habe ich mein zweites Verbindungsglied erhalten. Ich hatte nämlich festgestellt, daß die nächtlichen Besucher zu zweit gewesen sind. Einer von den zweien muß sehr lang sein, das errechnete ich mir von der Länge seiner Schritte. Der andere muß elegant gekleidet gewesen sein, denn er hinterließ die schmalen Fußspuren, die von eleganten Abendschuhen gemacht werden.

Nachdem wir das Haus betreten hatten, wurde meine Vermutung bestätigt. Der Mann mit den eleganten Schuhen lag vor mir. Dann war der Lange eben der Mörder, falls es sich um Mord handelte. Der Tote schien keine äußerliche Wunde zu haben, aber der verzerrte Ausdruck in seinem Gesicht machte doch klar, daß er sein Schicksal vorausgesehen hatte, bevor er starb.

Menschen, die an einem Herzanfall oder an sonst einer plötzlichen, natürlichen Ursache sterben, verändern ihren Gesichtsausdruck im Tod nicht auf eine solche Weise. Ich roch an den Lippen des Toten und nahm einen schwach säuerlichen Geruch wahr. So kam ich zu dem Schluß, daß dem Mann ein Gift aufgezwungen worden war. Daß es ihm aufgezwungen worden war, schloß ich aus dem Ausdruck von Haß, den ich noch in seinen Gesichtszügen lesen konnte. Mit meiner Methode der Schlußfolgerung war ich soweit gelangt, denn zu keiner anderen Hypothese paßten die vor uns liegenden Tatsachen. Glauben Sie ja nicht, daß diese Idee neu ist. Daß man sein Opfer zwingt, Gift zu nehmen, ist wirklich nicht neu in der Geschichte der Kriminalität. Ich nenne Ihnen nur den Fall Dolsky in Odessa und den von Leturier in Montpellier, das sind Fälle, die jedem Giftspezialisten sofort ins Gedächtnis gerufen werden.

Und nun kam die große Frage, warum das alles geschehen war. Um Raubmord handelte es sich nicht, denn nichts war gestohlen worden. Es mußte dann entweder ein politischer Fall sein, oder aber es handelte sich um eine Frau. Diesen Fragen stand ich gegenüber. Ich habe eigentlich von Anfang an mehr der Annahme zugeneigt, daß hier eine Frau im Spiel war. Politische Mörder erledigen ihren Job schnell und verschwinden, so schnell sie können. Dieser Mörder hatte jedoch mit Umsicht und Ruhe gearbeitet. Er hat seine Fußspuren über den ganzen Raum verstreut hinterlassen und zeigt damit, daß er die ganze Zeit dagewesen ist. Es mußte sich also um eine private Fehde handeln, nicht um Politik, die eine solche methodische Rache forderte. Als die Inschrift an der Wand entdeckt wurde, sah ich mich in meiner Meinung mehr denn je bestärkt. Das Ding war eine zu offensichtlich falsche Fährte. Als jedoch der Ring gefunden worden war, da war für mich alles klar. Sicherlich hatte der Mörder diesen Ring benutzt, um sein Opfer an eine tote Frau zu erinnern. An diesem Punkt angelangt, fragte ich Gregson, ob er sich in einem Telegramm nach Cleveland über Drebbers Vergangenheit informiert hatte. Sie erinnern sich, daß er meine Frage negativ beantwortete. Ich fuhr danach fort, den Raum sorgfältig zu examinieren, so fand ich die Länge des Mörders heraus, fand heraus, daß er eine Trichinopoly-Zigarre geraucht hatte und daß er ziemlich lange Fingernägel hatte. Ich war auch schon zu der Überzeugung gelangt, daß das Blut, das wir auf dem Boden fanden, dem Mörder in der Aufregung des Augenblicks aus der Nase geflossen sein mußte, denn sonst war kein Blut geflossen. Die Blutflecken befanden sich auch immer in der Nähe der Fußspuren. Es passiert selten, daß sich bei jemandem die Aufregung auf eine solche Weise Luft macht, es kommt höchstens bei sehr blutvollen Menschen, mit kräftig roten Gesichtern vor. Ich schloß daraus, daß der Mörder ein robuster, rotgesichtiger Mann war. Die weiteren Geschehnisse haben bewiesen, daß ich recht hatte.

Als wir das Haus verlassen hatten, tat ich, was Gregson zu tun versäumt hatte. Ich habe der Polizei in Cleveland telegraphiert, dabei habe ich mich jedoch nur auf das, was mit Enoch Drebbers Heirat in Verbindung stand, beschränkt. Die Antwort war aufschlußreich. Mir wurde mitgeteilt, daß Enoch Drebbler sich schon einmal wegen eines Rivalen in einer Liebesangelegenheit unter den Schutz der Polizeimacht gestellt habe. Dieser Rivale war Jefferson Hope. Und Jefferson Hope war in Europa. Ich wußte, daß ich nun einen guten Hinweis auf die Lösung des Rätsels in der Hand hielt. Alles, was jetzt noch zu tun übrig blieb, war den Mörder zu finden.

Bei mir selber wußte ich bereits, daß der Mann, der mit Drebbler in das Haus gegangen war, niemand anders gewesen sein konnte als der Kutscher des Mietwagens. Die Spuren von Pferd und Wagen zeigten mir, daß das Pferd sich so bewegt hatte, wie es das nicht getan haben würde, wenn da jemand gewesen wäre, der nach ihm gesehen hätte. Wo sollte der Kutscher denn sein, wenn nicht im Haus? Und wiederum sprach gegen die Theorie von einem dritten Mann die schlichte Annahme, daß kein vernünftiger Mensch einen Mord im Angesicht eines Dritten ausführt, der ihn sofort hinterher verraten konnte. Zum Schluß überlegte ich mir noch, daß, angenommen ein Mensch möchte einem anderen in einer Riesenstadt wie London folgen, gibt es da eine bessere Möglichkeit, als die, wenn er sich als Mietkutscher verdingte? Alle diese Überlegungen führten mich zu dem unabdingbaren Schluß, daß Jefferson Hope irgendwo in der großen Metropole gefunden werden mußte.

Wenn er wirklich als Kutscher gearbeitet hatte, dann gab es keinen Grund für ihn, jetzt mit dieser Arbeit aufzuhören. Im Gegenteil, er muß sich gesagt haben, daß jede plötzliche Veränderung unbedingt die Aufmerksamkeit auf ihn lenken mußte. Er würde sicherlich noch eine geraume Zeit fortfahren, seine Kutsche zu fahren. Es gab auch keinen Grund, daß er einen falschen Namen annehmen mußte. Weshalb sollte er in einem Land seinen Namen ändern, in dem niemand seinen richtigen Namen kannte? So griff ich auf meine Truppe von Straßenjungen zurück. Auf meine Anweisung hin fragten sie bei jedem Kutschenvermieter nach und richtig, sie fanden mir den Mann heraus, den ich haben wollte. Wie schnell sie einen Erfolg verzeichnen konnten und wie prompt ich darauf reagiert habe, ist Ihnen sicherlich noch frisch in Erinnerung. Der Mord an Stangerson war ganz und gar unerwartet, aber ich weiß auch nicht, wie ich es hätte verhindern sollen. Jedenfalls kamen wir auf diese Weise in den Besitz der Tabletten, von denen ich bereits ahnte, daß sie existieren. Sie sehen, die ganze Kette besteht aus logischen Sequenzen, alles lupenrein und ohne Fehler.«

»Es ist einfach wunderbar!« rief ich. »Ihr Erfolg sollte in der Öffentlichkeit anerkannt werden. Sie sollten diesen Fall veröffentlichen. Wenn Sie es nicht wollen, werde ich es für Sie tun.«

»Sie können tun, wozu Sie Lust haben, Doktor«, antwortete er. »Schauen Sie sich das einmal an!« fuhr er fort und reichte mir eine Zeitung herüber. »Schauen Sie bloß einmal!«

Es war das *Echo* des gleichen Tages und der Abschnitt, auf den er wies, behandelte die Ereignisse, die wir gerade diskutiert hatten.

>Die Öffentlichkeit<, hieß es da, >ist durch den plötzlichen Tod von Jefferson Hope um eine Sensation gekommen. Dieser Mann Hope wurde verdächtigt, Mr. Enoch Drebbler und Mr. Joseph Stangerson ermordet zu haben. Die Zusammenhänge dieses Falles werden nun vermutlich niemals mehr ans Tageslicht gelangen, obgleich wir aus sicherer Quelle wissen, daß es sich um eine alte, romantische Fehde gehandelt hat, in der Liebe und die Heiratspraktiken der Mormonen eine Rolle spielen. Wie uns bekannt wurde, gehörten beide Opfer in früheren Jahren dieser Sekte der Heiligen der Letzten Tage an und Hope, der verstorbene Gefangene, stammt ebenfalls aus Salt Lake City. Wenn schon dieser Fall keine anderen Resultate erbringt, so zeigt er doch wenigstens die Kompetenz und die schnelle Schlagkraft unserer Kriminalpolizei. Es wird den Fremden eine Lehre sein, ihre Fehden in ihrem Heimatland abzuwickeln und sie nicht auf britischem Grund und Boden auszutragen. Es ist ein offenes Geheimnis, daß der schnelle Erfolg und die Gefangennahme des Mörders den Scotland-Yard-Beamten Lestrade und Gregson zu verdanken ist. Der Mann wurde, wie es schien, in der Wohnung eines gewissen Sherlock Holmes gefangengenommen, der, selber ein Amateur, gewisse Talente auf dem Gebiet der Verbrechensbekämpfung aufweist und der,

unter Aufsicht von solchen Lehrmeistern, wie den obengenannten Herren, es eines Tages zu einiger Perfektion bringen wird. Es wird erwartet, daß die beiden Beamten aufgrund ihrer Leistungen auf Beförderung innerhalb der Polizei hoffen dürfen.«

»Habe ich Ihnen das nicht alles von Anfang an erzählt?« rief Sherlock Holmes lachend. »Das ist nämlich das Ergebnis der Studie in Scharlachrot, sie werden befördert!«

»Macht nichts«, antwortete ich, »ich habe alle Fakten in meinem Journal festgehalten und die Öffentlichkeit soll sie trotz allem wissen. In der Zwischenzeit müssen Sie sich begnügen mit dem Wissen, daß Sie Erfolg hatten. Machen Sie es, wie jener römische Geizhals —

>Populus me sibilat, at mihi plaudo

Ipsae domi simul ac nummos contemplar in arca.<